

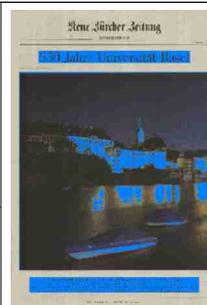
Datum: 13.09.2010

# Neue Zürcher Zeitung

Sonderbeilage

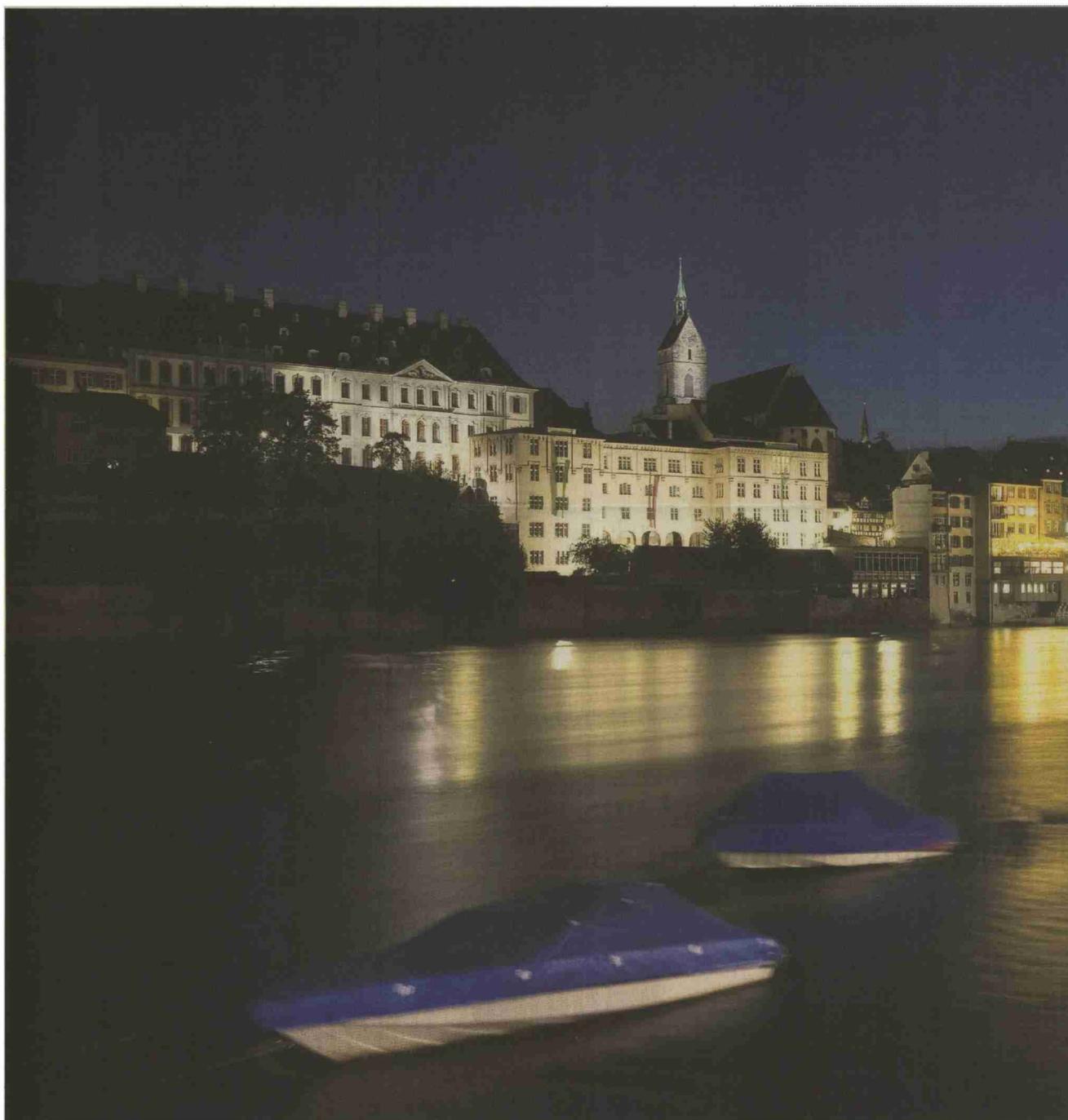
Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 1  
Fläche: 100'066 mm<sup>2</sup>

## 550 Jahre Universität Basel



**ARGUS**   
MEDIENBEOBACHTUNG

Medienbeobachtung  
Medienanalyse  
Informationsmanagement  
Sprachdienstleistungen

ARGUS der Presse AG  
Rüdigerstrasse 15, Postfach, 8027 Zürich  
Tel. 044 388 82 00, Fax 044 388 82 01  
www.argus.ch

Argus Ref.: 39947186  
Ausschnitt Seite: 1/2

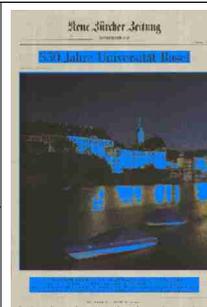
Datum: 13.09.2010

# Neue Zürcher Zeitung

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



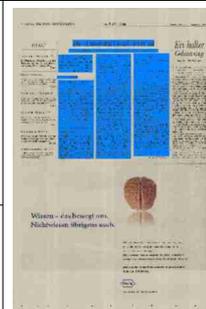
Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 1  
Fläche: 100'066 mm<sup>2</sup>

Die Universität Basel begeht in diesem Jahr ihr 550-Jahr-Jubiläum, etwa mit dem «Fest der Wissenschaften», das vom 17. bis 19. September auf dem Petersplatz in Basel stattfindet. Die älteste Universität der Schweiz, getragen von den Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft, zählt 11 000 Studierende (davon 55 Prozent Frauen) und beschäftigt 3500 Mitarbeitende. Mit einem Jahresbudget von 550 Millionen Franken deckt die Hochschule fast alle Disziplinen ab.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 2  
Fläche: 29'403 mm<sup>2</sup>

## Die «Universität Liestal» feiert mit

Seit 2007 fungiert Baselland als zweiter Trägerkanton der Universität Basel

Beide Basler Halbkantone manifestieren ihren Willen, die Universität als Wissensmotor für die gesamte Region zu positionieren. Für den Life-Science-Bereich ist dies von zentraler Bedeutung.

*Daniel Gerny, Basel*

Dass der Auftakt zu den 550-Jahr-Feierlichkeiten der Universität Basel in Liestal über die Bühne ging, wo sich die meisten Studierenden höchstens während des Militärdienstes oder für den Sonntagsausflug aufhalten, mag von manchen als etwas gekünstelt wirkende Dankesgeste für die Zustimmung zur gemeinsamen Trägerschaft und die damit verbundenen höheren Beiträge von Baselland (rund 130 Millionen pro Jahr Franken) interpretiert worden sein. Denn natürlich befindet sich das Zentrum der Hochschule unverändert in Basel, und auch ein grosszügig inszenierter Festakt vermag daran nichts zu ändern. Bis heute steht kein universitäres Institut auf Baselbieter Boden.

### Wissensmotor für die Region

Unpassend war der Festauftritt in Liestal dennoch nicht: Der Anteil der Immatrikulierten aus dem Landkanton übersteigt jenen aus der Stadt schon seit langem: Über 20 Prozent kommen aus Baselland, derweil es aus Basel-Stadt nur gerade knapp 18 Prozent sind. Über die Hälfte der Studierenden kommt aus anderen Kantonen (in erster Linie Aargau und Solothurn) oder aus dem Ausland. Für den Rektor der Universität, Antonio Loprieno, steht die gemein-

same Trägerschaft deshalb für ein verändertes Rollenverständnis: Von der einst reinen Stadt-Universität habe sich die Basler Hochschule zum wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Motor für die Region entwickelt.

Als Ziel der gemeinsamen Trägerschaft steht deshalb weniger die Ansiedlung von universitären Ablegern in Baselland im Vordergrund. Aus Sicht des Baselbieter Bildungsdirektors Urs Wüthrich-Pelloli (sp.) muss jeweils geprüft werden, ob ein Standort Baselland die für eine gedeihliche universitäre Raumentwicklung relevanten Kriterien erfüllt. Postleitzahlen allein dürften bei der Weiterentwicklung der Universität nicht ausschlaggebend sein. Und Loprieno, der ein Institut im Nachbar-kanton als «äusseres Signal der inneren Liebe» zwar begrüssen würde, betont, dass Wissen an einer modernen Universität eher durch Nähe als durch Dezentralisierung entstehe. Zweck der gemeinsamen Trägerschaft sei die Stärkung der Hochschule insgesamt, sagt Wüthrich-Pelloli. Darauf sei der Kanton Baselland mit seiner wachsenden Zahl an Life-Science-Firmen angewiesen.

Die Universität nützt dem Kanton Basel-Landschaft und umgekehrt. So lautet die einfache Formel, mit der das Baselbieter Stimmvolk vor viereinhalb Jahren zur glasklaren Zustimmung zur gemeinsamen Trägerschaft überzeugt werden konnte. Das Zusammengehen gilt seither als besonders geglücktes Beispiel von regionaler Kooperation der beiden längst nicht immer im Gleichschritt gehenden Nachbarkantone. Beide Basel tragen seither Beiträge in ähnlicher Höhe zur Finanzierung bei – und sind für die Führung der Universität gleichermassen zuständig.

Aus Sicht von Loprieno endete damit eine unglückliche Ära, die mit der Kantonstrennung von 1833 ihren Anfang genommen und sich bisweilen spürbar negativ ausgewirkt hatte.

### Und Aargau und Solothurn?

Für die Region mag diese Entwicklung ein Meilenstein sein. Im internationalen Kontext jedoch, wo die Universität Basel insbesondere im Life-Science-Bereich im weltweiten Wettbewerb steht, stellt sie eine Notwendigkeit dar. Aus Basler Sicht scheint dieser Blickwinkel auf nationaler Ebene allerdings etwas zu fehlen: Als Universitätskanton ist der Kanton Baselland bis jetzt nicht anerkannt, weshalb er in der Schweizerischen Universitätskonferenz über kein Stimmrecht verfügt. Auch die gegenwärtige Revision des Hochschulförderungsgesetzes sieht keine Doppelvertretung der beiden Basel im neuen Hochschulrat vor. Ob dies noch korrigiert wird, ist zweifelhaft.

Stellt sich die Frage, ob die kantonsübergreifende Trägerschaft, die in der Schweiz einzigartig ist, in Zukunft ausgedehnt werden könnte – zum Beispiel auf die Kantone Solothurn und Aargau, die zusammen mit den beiden Basel mit der Fachhochschule Nordwestschweiz gute Erfahrungen machen. Je breiter die Trägerschaft, desto besser für die Universität, antwortet Antonio Loprieno. Realpolitisch gesehen aber ist ein solcher Schritt in den nächsten Jahren Utopie. Zufrieden zeigt man sich derzeit schon, dass die Kooperation – wie beispielsweise unlängst mit dem Kantons-spital Aargau – punktuell ausgebaut werden kann.



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 2  
Fläche: 9'725 mm<sup>2</sup>

## Ein halber Geburtstag

Von Jan Mühlethaler

Die Universität Basel, die älteste in diesem Land, hat seit 550 Jahren Bestand – Grund genug für eine Feier, verteilt aufs ganze Jahr, wenngleich kein runder Geburtstag ansteht. Mittlerweile scheint es Normalität zu sein, auch Zwischenjahre zu zelebrieren. Die Universität Zürich tat dies vor zwei Jahren (175 Jahre), und auch die «Neue Zürcher Zeitung» erinnerte 2005 daran, dass sie seit 225 Jahren existiert. Solche Anlässe der Selbstdarstellung werden als zusätzliche Plattform genutzt, um, wie der Basler Historiker Georg Kreis in dieser Sonderbeilage schreibt, «in einer Welt von wachsender Konkurrenz zusätzliche Sichtbarkeit zu gewinnen». An der Universität Basel geschieht dies am kommenden Wochenende mit dem «Fest der Wissenschaften» ein weiteres Mal. So richtige Jubiläumsstimmung, ähnlich wie vor 50 Jahren, komme in Basel allerdings nicht auf, führt Professor Kreis in seinem Beitrag «Jubilieren im Laufe der Zeit» weiter aus. Die Festivitäten würden zwar in einige Betriebsamkeit münden, sie hätten aber auch einen nüchternen Zug angenommen.

Alles andere als nüchtern ist die vorliegende Sonderbeilage, deren Beiträge mehrheitlich von Studierenden des Instituts für Medienwissenschaft der Universität Basel (am Lehrstuhl von Klaus Neumann-Braun) geschrieben wurden. «Wissen bewegt uns» lautet das Moto der Feierlichkeiten; die am Kurs teilnehmenden Studierenden wissen nun, wofür Wissen angewendet werden kann. Für viele ein lehrreicher Prozess.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 3  
Fläche: 104'063 mm<sup>2</sup>

## ZEITZEICHEN



**Tropenmedizinischer Kurs am Schweizerischen Tropeninstitut (1949)**

1943, mitten im Zweiten Weltkrieg, wurde in Basel das Schweizerische Tropeninstitut gegründet. Das Institut stand von Anfang an auf eigenen Füssen. Für eine universitätseigene Einrichtung er schien die Tropenmedizin als eine zu breite Disziplin. Dennoch fand das Vorhaben bei mehreren Fakultäten grosse Unterstützung. Neben Professoren der klassischen Medizin zeigten auch Theologen, Volkskundler, Zoologen und Kartographen Interesse. Das institutionelle Netzwerk im universitären Umfeld war gegeben, so zum Beispiel auch in der Anthropologie und der Parasitologie. Bedenken indes hatte die Leitung der Universitätsklinik, die daran zweifelte, ob in den Tropen Erkrankte jemals den weiten Weg nach Basel finden würden.

# Jubilieren im Laufe der Zeit

*Zur historischen Dimension der Feiern der Universität Basel. Von Georg Kreis*

Jubiläen gab es zunächst zu kirchlichen Terminen. Die Universitäten übernahmen diesen Brauch. Es entstanden sakral-säkulare Mischformen, wie sie heute noch praktiziert werden: Zelebrieren in Kirchen, Manifestieren auf den Marktplätzen.

Jubiläen haben in der Regel zwei Bezugspunkte: zum einen den gefeierten Ursprung und zum anderen das vorangegangene Jubiläum, mit dem es eine Traditionslinie herzustellen gilt. Manches wird gleich, manches anders gemacht, bewusst oder unbewusst. So setzte man sich leicht ab von der Vergangenheit. Das diesjährige Jubiläum der Universität Basel wird insbesondere von der älteren Generation mit dem grossen Anlass von 1960 verglichen werden – und vor diesem Vergleich niemals

bestehen können. Hier liegt eine wesentliche Funktion eines Erinnerungsanlasses begründet. Wenn das grosse Fest gelingt, kann man sich später an das gemeinschaftliche Erinnern erinnern. Noch 1930 schwärmte der frühere Rektor Jacob Wackernagel vom Jubiläum des Jahres 1860, das eine Stadt voller beflaggter Häuser gesehen habe.

### Denken in Jahrhunderten

In frühen, primär an Jahreszyklen orientierten Zeiten feierte die Universität Basel vor allem die Geburts- und Stiftungstage, den Dies academicus, wie die Kirche Ostern und Weihnachten, der Staat seinen Nationalfeiertag. Es brauchte das keineswegs schon immer gegebene Denken in Jahrhunderten, damit Säkularfeiern aufkamen, mit denen das eigene Sein in grösseren Zeiteinheiten zelebriert wurde. An der Universität

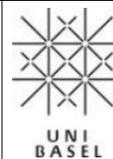
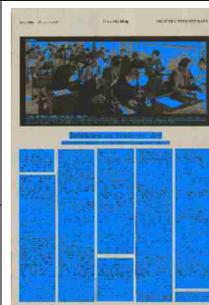
Basel ist im Jahre 1560, hundert Jahre nach ihrer Gründung, kein Jubiläum begangen worden. Eine Gedenktradition dieser Art wurde offenbar erst mit den um 1617 begangenen Jahrhundertfeiern der Reformation geschaffen. In Basel folgten dann die Feiern von 1660, 1760, 1860 und 1960.

Zwischen die beiden letzten Stationen schob sich – in der Kulminationsphase des Historismus mit seinen aufwendigen Gedenkanlässen – das Jahr 1910. Ein Zwischenjubiläum, das begangen wurde, als ob es ein runder Geburtstag sei. Dem Jubiläum von 1910 gingen mehrere ähnliche Anlässe voraus. 1905 hatte die Universität im Münster eine Gedenkfeier zum 100. Todestag von Friedrich Schiller durchgeführt. 1907 stand eine Feier zum 300. Geburtstag Leonhard Eulers und 1909 eine solche zum 400. Geburtstag Calvins an. 1901 hatte man in der ganzen Stadt die

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 3  
Fläche: 104'063 mm<sup>2</sup>

400-jährige Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft begangen.

Bis zu einem gewissen Grad lebte jedes Jubiläum vom vorhergehenden. Zugleich indes wurde jedes Mal auch eine Vorleistung für den nachfolgenden Anlass geleistet. Vielleicht noch wichtiger als Vergangenheit und Zukunft war jedoch die Gegenwart. Man vergewisserte sich seiner selbst, stärkte die Beziehungen zur lokalen bürgerlichen Gesellschaft ebenso wie jene zur akademischen Gemeinschaft.

## Das Jubiläum von 1910

Jubiläen neigen dazu, ein mehr oder weniger festes Programm zu reproduzieren. Aus organisatorischen, aber auch aus rituell-repräsentativen Gründen braucht es ein Komitee. Die gemeinsamen Vorbereitungen, die in gewissen Fällen mehrere Jahre in Anspruch nehmen, erfüllen bereits einen Teil des Festzwecks. Wichtig sind sodann die Gäste aus Wissenschaft und Politik. Es werden Geschenke überreicht und entgegengenommen.

Jubiläen können auch Bauprojekte beschleunigen; 1860 die Renovation des alten Gebäudes am Rhein, 1960 den Neubau der Universitätsbibliothek. Neben den obligaten Reden dürfen die Predigten nicht fehlen. Die vorgetragenen Worte müssen auf die hohen, gleichbleibenden Werte und auf die gegenwärtigen Bedürfnisse ausgerichtet sein. Sie müssen immer beides leisten: die vorangegangenen Rückblicke rekapitulieren, diese weiterspinnen und Perspektiven für die Zukunft entwickeln. Diesen Zweck erfüllen musikalische Kompositionen. In Basel etwa gelangten Werke von Hans Huber im Jahre 1910 und von Benjamin Britten 1960 zur Uraufführung. Am Festbankett steigen Grussadressen und Toasts. Den weiteren Rahmen bilden Ausstellungen, Festschriften und Erinnerungsobjekte wie Medaillen, Abzeichen und Gobelets.

In der Geschichte der Basler Universitätsfeiern finden sich alle gattungstypischen Elemente: lokal eingefärbt zwar, aber doch nur Varianten einer trans-

nationalen Traditionslinie. Da das diesjährige 550-Jahr-Jubiläum indirekt auch ein 100-Jahr-Jubiläum der Festivitäten von 1910 ist, sei hier rekapituliert: Zu der als Familienfest bezeichneten Jubiläumsfeier waren alle Schweizer Schwesteruniversitäten geladen, ebenso die Hochschulen des rheinischen Reichslandes in Freiburg, Strassburg und Heidelberg. Die Landesregierung war ebenfalls vertreten.

Als Teilnehmer des vorangegangenen Jubiläums von 1860 konnte der Romanist Hermann Fitting begrüsst werden. Er verkörperte das wichtige Band zur Vergangenheit. Mit Georg von Andlau war auch ein Mitglied aus der Familie des allerersten Rektors der Universität eingeladen worden. Für die Tischkarten wurde ein Bild verwendet, das für das Jubiläum von 1760 geschaffen worden war.

Die Reden ergingen sich in ritueller Rhetorik, sie liessen aber auch aktuelle Themen anklingen. Beschworen wurde einerseits die Treue der Stadt gegenüber der Universität, andererseits wurde auch deren Nutzen für die Kommune mehrfach hervorgehoben. Der Sprecher der farbentragenden Studenten verkündete bei Fackellicht: «Stadt und Universität gehören zusammen.» Im Vorwort des Festberichts von 1911 ist zu lesen, dass jeder echte Basler nach Kräften zum Gedeihen der Universität beizutragen habe. Thematisiert wurde allerdings auch das nicht immer reibungslose Verhältnis zwischen Staat und Universität.

Zu den Ansprachen gehörte im Weiteren, dass die erfolgreiche Überwindung von allerhand Krisen in der Geschichte der Universität ebenso gelobt wurde wie die Jubilarin selbst. Bereits zur Tagespolitik gehörte, dass man der Universität Basel grosse Verdienste zuschrieb beim erfolgreichen Widerstand gegen das Projekt der Gründung einer eidgenössischen Universität. Vor dem Hintergrund des grossen Deutschen Reiches wurde auch die Kleinheit der Basler Verhältnisse angesprochen. Diese wurde schönegeredet, indem der persönliche Kontakt zwischen Professoren

und Studenten gepriesen wurde, der sich wohltuend von anderen Universitäten abhebe, wo «der berühmte Professor» in unerreichbarer Höhe throne.

## Reminiszenz an Burckhardt

Der 1897 verstorbene Jakob Burckhardt war im Geiste sehr zugegen. Der grosse Gelehrte wurde mit dem bekannten Diktum zitiert, dass man auch in einer kleinen Küche gut kochen könne – ein Hinweis auf den deutschen Chemiker Christian Friedrich Schönbein, der in seinem bescheidenen Basler Laboratorium in den 1840er Jahren epochale Entdeckungen über das Ozon und die Schiessbaumwolle gemacht und damit bewiesen hatte, dass auch mit geringen Mitteln vieles möglich war.

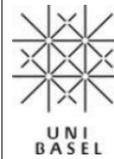
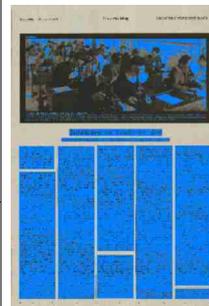
Das Jubiläum begann mit dem Fackelumzug der Studenten am Vorabend. Es folgten ein morgendlicher Festakt in der Aula, eine Feier im Münster und ein Bankett mit 800 Gedecken im Musiksaal. Das akademische Orchester spielte zur Eröffnung Beethovens Marsch aus den «Ruinen von Athen» und zum Schluss einen vom Dirigenten Ernst Markees selbst komponierten Festmarsch. Die Feier im Münster begann mit einer Ouvertüre in D von Händel und schloss mit der eigens zum Anlass geschaffenen Festkantate, gedichtet von Albert Gessler, Professor für deutsche Literatur. Hans Huber hatte das Stück komponiert, das von den beiden grossen Chören, dem Basler Gesangverein und der Basler Liedertafel sowie der Elite des Gymnasiums vorgetragen wurde.

Ihm Rahmen der Münsterfeier wurden 17 Ehrendokortitel verliehen. Unter den Honorierten befand sich auch Ferdinand Hodler, der für seine Bedeutung für den monumentalen Wandstil gewürdigt wurde. Auch eigene Leute wurden geehrt, wie etwa der Rektor und Mathematiker Karl von der Mühl. Dass die Vergabe von Ehrendokortoren ebenfalls ein wichtiges, vielleicht sogar das wichtigste Element von Jubiläumsfeiern war und ist, wird in der bisherigen Forschung unterschätzt. Die Universität übte damit in demonstrativer Wieder-

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 3  
Fläche: 104'063 mm<sup>2</sup>

holung ein Recht aus, das ihr seit der Gründung zustand.

Die Hochschule wurde nicht nur mit guten Worten bedacht, sie wurde auch mit irdischen Gütern beschenkt. Die Freiwillige Akademische Gesellschaft der Stadt trug eine Summe von 330 000 Franken für die Pensionskasse für die Witwen und Waisen von Lehrstuhlinhabern zusammen. Der Chemiefabrikant, Alt-Nationalrat und Handelsbankpräsident Rudolf Geigy-Merian gab 250 000 Franken an den Neubau eines Kollegiengebäudes. Schon damals wurden über privates Mäzenatentum auch einige Stiftungsprofessuren eingerichtet. Die Mutter des verstorbenen Georg Kahlbaum, der ohne Besoldung physikalische Chemie unterrichtet hatte, ermöglichte mit 100 000 Franken die Errichtung eines Lehrstuhls in ebendieser Disziplin. Die Bank von Basel stellte den gleichen Betrag zur Schaffung einer zweiten Professur für Nationalökonomie zur Verfügung, und eine Gruppe Privater tat sich zusammen, um einen Lehrstuhl für Geografie zu finanzieren.

## Die andere Jetztzeit

Von den vorangegangenen Anlässen unterscheidet sich das Jubiläum von 2010 in zweierlei Hinsicht. An die Stelle der ursprünglichen Verdichtung des Gedenkens auf einen einzigen feierlichen Moment tritt ein auf ein ganzes Jahr verteilter Geburtstag mit einer Vielzahl von Veranstaltungen. Und die Selbstdarstellung ist nicht mehr auf die Basler Stadtgrenzen beschränkt. Mit Präsentationen ist die Universität nun auch in ihren Einzugsgebieten Baselland, Solothurn, Jura und Aargau präsent.

Heutige Jubiläen müssen ein Motto haben. Die Universität Basel feiert unter dem Motto «Wissen bewegt uns», die Universität Zürich wählte zu ihrem 175-jährigen Bestehen 2008 die Worte «Wissen teilen». Beide Anlässe beginnen keine runden Geburtstage, sondern lediglich Zwischenjubiläen mit einer sonderbaren Zwischenform: Einerseits nutzt man den Termin, um mit einer zusätzlichen Selbstdarstellung – man kann es auch Auftritt nennen – in einer Welt von wachsender Konkurrenz zusätzliche Sichtbarkeit zu gewinnen. Andererseits kommt doch keine richtige begeisterte Jubiläumsstimmung auf, wie sie noch

vor 50 Jahren für solche Feste typisch war. Das Jubilieren mündet zwar in einige Betriebsamkeit, es hat aber auch einen nüchternen Zug bekommen.

**Georg Kreis** ist emeritierter Professor für neuere allgemeine Geschichte an der Universität Basel. Seine jüngste Schrift, «Orte des Wissens. Die Entwicklung der Universität Basel entlang ihrer Bauten», erscheint diesen Monat im Christoph-Merian-Verlag.

## DEN WISSENSCHAFTEN EIN FEST

zz. · Im Rahmen ihrer 550-Jahr-Feiern richtet die Universität Basel am kommenden Wochenende, 17. bis 19. September, ein Fest der Wissenschaften aus. Herzstück der öffentlichen Veranstaltung auf dem Petersplatz ist ein sogenannter Markt des Wissens, der mit Vorträgen, Ausstellungen, Führungen und Diskussionsrunden ein weites Spektrum aus dem Forschungsbetrieb der Universität bieten will. Die Darbietungen sind kostenlos. Fasnachtscliquen, Zünfte, Musik sowie Speis und Trank werden den Anlass begleiten.

[www.550.unibas.ch](http://www.550.unibas.ch)



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 4  
Fläche: 104'527 mm<sup>2</sup>

## ZEITZEICHEN



### Gynäkologische Vorlesung von Professor Otto von Herff im Frauenspital (um 1900)

Versuchsweise zugelassen wurden weibliche Studierende an der Universität Basel erstmals im Jahre 1890. Frauen aus dem Ausland blieb es bis 1937 verwehrt, in Basel zu studieren. Andere Schweizer Universitäten hatten diese Schritte längst hinter sich. Auch wenn sich die Universität lange schwer-tat mit dem weiblichen Geschlecht, waren Frauen an der Hochschule trotzdem ein Thema – unter anderem als Studienobjekte in der Gynäkologie

### Studentenproteste in den späten 1960er Jahren

An der Universität Basel rumorte es nicht erst seit 1968. Die Assistierenden hatte sich seit Jahren gegen die autoritären Strukturen an der Hochschule zu wehren versucht. Auf der Strasse protestiert wurde jedoch erst, nachdem sich links orientierte Studentengruppen der Sache angenommen hatten.

# Alemannen sind wir doch alle

*Deutsche Studierende und Doktoranden haben es nicht weit bis nach Basel, doch sie haben es manchmal auch nicht leicht*

An der Universität Basel sind über 1600 Studierende deutsche Staatsangehörige. Das führt bisweilen zu Verstimmungen. Einzelne Fächer schauen bei der Zulassung genauer hin.

**Valentin Ade**

Der berühmteste Deutsche der Stadt Basel, Johann Peter Hebel, steht am Petersgraben und blickt steinern hinüber auf den gleichnamigen Platz, an dem seit über 60 Jahren das Kollegiengebäude der Universität steht. Am

Rheinknie ist der Mann geboren, auf dessen «Alemannische Gedichte» hin der grosse Goethe den Menschen riet, den Dialekt zu lernen, zu dem bekanntlich auch das Schweizerdeutsche zählt. Und doch hat es Basel seinem deutschen Sohn nicht immer leichtgemacht. So fand sich niemand, der sein Hauptwerk verlegen wollte, und selbst zu seinem 250. Geburtstag im Jahr 2010 geizt die Stadt mit offiziellen Ehren.

### Viele Deutsche – viel Unmut?

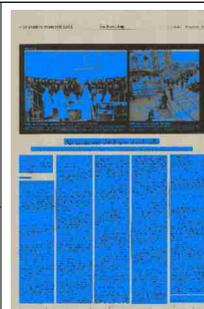
Das Verhältnis zwischen Schweizern

und Deutschen ist ein besonderes. Man ist sich ähnlich, meint, sich zu kennen. Und doch prägen Vorurteile die Vorstellungen voneinander. Der steinerne Hebel könnte von dieser Art der Hassliebe bestimmt ein Liedchen singen. Semester für Semester beobachtet er eine stetig wachsende Zahl seiner Landsleute, die im Kollegiengebäude vor ihm ein und aus gehen. Schweizer Universitäten haben einen relativ hohen Anteil an Studierenden aus dem Ausland. In Basel waren es im Herbstsemester 2009 26,4 Prozent; zwei Drittel davon beziehungsweise 1626 Studierende waren Deutsche.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 4  
Fläche: 104'527 mm<sup>2</sup>

Unter den Dozierenden ist das Verhältnis noch eindeutiger; von den insgesamt 337 Professoren stammen rund 40 Prozent aus Deutschland.

Der stete Zustrom von deutschen Akademikern an Schweizer Hochschulen hat in der jüngeren Vergangenheit immer wieder Anlass zu Kritik gegeben. 2008 beklagte der Präsident des Zürcher Studierendenrates, es gebe an der dortigen Universität zu viele Deutsche. Inzwischen wird in Zürich darüber diskutiert, die Studiengebühren für ausländische Studierende zu erhöhen. Aus Österreich sind Klagen über die vielen Kommilitonen aus dem nördlichen Nachbarland schon länger zu vernehmen. In Fächern wie Medizin oder Psychologie ist der Anteil deutscher Studierender besonders hoch. Für diese Disziplinen gelten in Deutschland strenge Zulassungsbeschränkungen.

Einen gewissen Unmut gibt es auch in Basel. Wenn man so will, sind deutsche Studierende für die Universität ein Verlustgeschäft. Für einen Studierenden aus Basel-Stadt oder Baselland etwa überweisen beide Kantone jährlich bis zu 100 000 Franken an die Hochschule. Für andere Einheimische zahlen deren Heimatkantone zwischen 9100 und 46 000 Franken. Für einen ausländischen Studierenden hingegen erhält die Universität lediglich 1000 bis 1500 Franken vom Bund. Durch diese ungleichen Beträge entstehe der Staatskasse ein erhebliches Defizit, sagt Alexander Gröflin, Präsident der Jungen SVP Basel, Grossrat und selber Student an der Universität. In einer Anfrage an die Kantonsregierung will Gröflin nun wissen, ob sich dieser Fehlbetrag beziffern lasse und wie hoch die Studiengebühren für Ausländer sein müssten, um die Rechnung auszugleichen. Zulassungsbeschränkungen gibt es in Basel kaum. Aus Sicht von Gröflin müssten diese jedoch ausgedehnt werden, falls es so weit komme, dass Deutsche den Schweizer Studierenden die Studienplätze streitig machten.

Die Sichtweise der Universität ist eine andere. «Spezielle Gebühren für

Ausländer sind zurzeit kein Thema», sagt Hedwig Kaiser, Vizerektorin für Lehre, und verweist auf das Problem der sogenannten Bildungsausländer: Schweizer, die ihren gymnasialen Abschluss im Ausland gemacht haben, wären von einer Erhöhung der Gebühren für Ausländer ebenfalls betroffen.

Auch unter Studierenden finden höhere Gebühren für Ausländer wenig Anklang. «Wenn eine Universität viele ausländische Studierende anziehen vermag, so ist dies vor allem ein Ausdruck für Qualität», sagt Ulrich Schütz, Vorstand der Studentischen Körperschaft der Universität Basel (Skuba). Falls es so weit käme, dass die Studiengebühren für Ausländer erhöht würden, könne die Universität gleich aus der Europäischen Konföderation der Oberrheinischen Universitäten (Eucor) austreten, gibt Schutz zu bedenken. Eucor, ein Zusammenschluss von fünf Universitäten aus dem Dreiländereck zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz, garantiert ein Studium an den Partner-Universitäten zu denselben finanziellen Konditionen, wie sie für die dortigen Studierenden bestehen. Die Befürchtung, die liberale Zulassungspraxis mache die Universität Basel attraktiv für minderqualifizierte Studierende aus dem Ausland und damit auch aus Deutschland, scheint sich nicht zu bestätigen. Rolf Weder, Studiendekan der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, hält trocken fest: «Die These, in Basel würden zu viele unqualifizierte Deutsche zugelassen, lässt sich nicht belegen; die Prüfungsergebnisse weisen eindeutig in eine andere Richtung.»

Andere Fächer indes haben Massnahmen ergriffen. Medienwissenschaftler etwa, ein relativ junger Studiengang, der an der philosophisch-historischen Fakultät die meisten Bachelorabschlüsse hervorbringt, verfügen über nur drei ordentliche Professuren – bei 505 Studierenden. Deutsche Interessenten müssen seit 2009 einen Studienplatz in Deutschland vorweisen, wollen sie Medienwissenschaft in Basel studieren. Das hat dazu geführt, dass bisher rund 100 Be-

werber abgewiesen wurden.

Eine Beschränkung für deutsche Professoren gibt es natürlich nicht. Zwischen den Universitäten gebe es nun einmal einen offenen Arbeitsmarkt, sagt Michaela Wänke, Dekanin der Fakultät für Psychologie. Dort beträgt der Anteil deutscher Professoren 71 Prozent. Nach Einschätzung Wänkes ist eine universitäre Laufbahn für den Schweizer Nachwuchs nicht so attraktiv. Wenn die Fakultät für Psychologie eine Doktorandenstelle ausschreibe, würden sich fast nur Deutsche bewerben. Der Gedanke liegt nahe, dass Hochschulabsolventen auf dem hiesigen Arbeitsmarkt mitunter die besseren Optionen vorfinden als in Deutschland.

Für deutsche Akademiker sind die Universitäten in der Deutschschweiz zweifellos attraktiv. Die Entlohnung ist gut, und es gibt keine Sprachbarrieren. Das bedeute aber nicht, dass Deutsche bevorzugt würden, betont Rolf Weder. «Wir wollen die besten Leute rekrutieren; Nationalitäten spielen da keine Rolle.» Doch es gebe nun einmal mehr Deutsche als Schweizer, und das zeige sich unter anderem auch bei den Bewerbern für eine akademische Stelle.

## Laut, arrogant, schnippisch

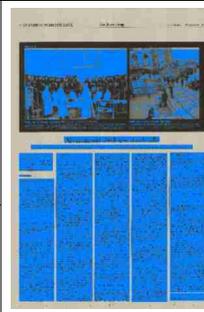
Allein, es stellt sich die Frage: Sind Gebühren, Studienplätze und die Sorge um den wissenschaftlichen Nachwuchs die einzigen Probleme mit den Deutschen, hierzulande im Allgemeinen und in Basel im Besonderen? Das Verhältnis ist von jeher ein ambivalentes gewesen. Der emeritierte Hamburger Professor Dietrich Schwanitz, der seine Kindheit bei mennonitischen Bergbauern im Berner Oberland verbrachte, nannte es das Prinzessin-auf-der-Erbse-Prinzip. Schwanitz beschreibt damit die Entzündung eines Konflikts am kleinsten gemeinsamen Teiler. Die verstörende Schärfe, mit der die Debatte um die Deutschen in der Schweiz seit Jahren geführt wird, ist ein Ausdruck dafür.

Deutsche sind laut, arrogant, schnippisch, nörgeln gern und viel und spielen sich auf, wo sie nur können. Mit diesem

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 4  
Fläche: 104'527 mm<sup>2</sup>

Deutschen-Bild wuchs Andrea Wuest im Kanton St. Gallen auf. Bestätigt wurde es durch ihre Nachbarn, die dem vermeintlichen Prototyp genau entsprachen. Andere Deutsche kannte Wuest nicht, erst recht nicht solche in ihrem Alter. Das änderte sich während ihres Deutsch- und Englischstudiums an der Universität Basel. Die Deutschen, die sie hier kennenlernte, waren anders als die Nachbarn zu Hause. Zwar hörten sie sich an wie sie – mit diesem gestochenen Hochdeutsch, das manchen Eidgenossen an die Bohrmaschine beim Zahnarzt denken lässt; mit Stillblüten wie «Überweisungsträger» statt Einzahlungsschein, «Geldbeutel» statt Portemonnaie und dem peitschengleichen «Tschüss!» beim Abschied.

Doch die jungen Deutschen hatten etwas, was sie von den vielen tradierten Klischees unterschied. «Sie sind herzlich und lustig», sagt Wuest. Vor allem der Kontakt zu ihrer deutschen Mitbewohnerin aus Frankfurt in einer Wohngemeinschaft in Basel hat zu einem besseren Verständnis füreinander geführt. Wuest ist überzeugt: «Klischees basieren auf Missverständnissen.» Wenn ihre Mitbewohnerin etwa sagt: «Das musst du mir noch zeigen», hört sich das für deutsche Ohren wie eine Bitte an. Für Schweizer Gesprächspartner indes klingen die Worte meist fordernd und schroff. Wuest hat indes gelernt. Ihre Erkenntnis: Der deutsche Tonfall hegt keinerlei böse Absichten.

Schweizer mögen schlecht von Deut-

schen denken; die Deutschen aber begegnen den Schweizern mit viel Wohlgefallen. «Ich habe mir die Schweiz als ein schönes Land mit freundlichen Leuten vorgestellt», sagt Sebastian Sohn, der in Basel Soziologie studiert. Teilweise erfüllte sich die Erwartung auch, doch im Basler Alltag musste Sohn auch feststellen, dass viele Schweizer im Umgang mit Deutschen offensichtlich Probleme haben. «Wenn ein Deutscher den

Mund aufmacht, halten viele Schweizer erst einmal inne.»

Ob auch Abneigung mitschwingt, das lässt sich nur vermuten. Offen bekennen sich die wenigsten dazu: Es sei denn, es geht um Fussball: Als sich der Schweizer Nationalspieler Alex Frei im Eröffnungsspiel der Fussball-Europameisterschaft 2008 verletzte und die Schweiz den Match danach verlor, konnten sich die Schweizer Fans des Mitgefühls der deutschen Anhänger sicher sein. Als Deutschland im Final des Turniers gegen Spanien unterlag, mussten die gleichen Deutschen ihre schwarz-rot-goldenen Trikots verbergen, wollten sie sich auf dem Nachhauseweg nicht dem offenkundigen Spott der Basler aussetzen.

## Und sie bleiben doch

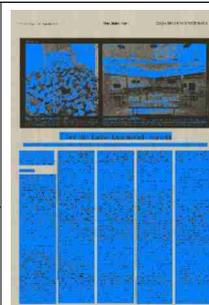
Sebastian Sohn begann, über das spezielle Verhältnis zu reflektieren. Sein Fazit: Beide Seiten sorgen für Irritationen. «Deutsche haben manchmal die

Tendenz, die Schweiz zu verniedlichen; Schweizer bekommen dabei einiges in den falschen Hals.» Unwissen der wunden Punkte des anderen führe zu Konflikten, sagt Sohn. Das ist eine interessante Erfahrung für einen Deutschen, der bisher stets zur Mehrheit gehört hat und sich nun in einem so ähnlichen Land als Vertreter einer Minderheit fühlt. An der Universität ist das allerdings anders. Ressentiments hat Sohn hier noch nie erfahren.

Andrea Wuest hat bis auf ihre Mitbewohnerin kaum deutsche Freunde. In Sohns Bekanntenkreis sind die Schweizer in der Minderheit. Eine solche Distanziertheit liege nicht darin begründet, dass man sich nicht riechen könne, sagt Skuba-Vorstand Schutz. «Allerdings kann man mit einem Schweizer ein ganzes Seminar absolvieren, und er grüsst einen trotzdem nicht.» Deutsche seien kontaktfreudiger – was ihnen wiederum als aufdringlich ausgelegt werde.

Trotz diesen Irritationen sind die meisten Deutschen, die in den letzten Jahren in die Schweiz übersiedelten, geblieben. Summa summarum fühlen sie sich wohl. Einbürgerungen deutscher Staatsangehöriger nehmen seit Jahren zu, und auch Johann Peter Hebel am Petersgraben steht dort, als wolle er seine Landsleute noch lange über den Petersplatz gehen sehen.

.....  
**Valentin Adu** studiert Medienwissenschaft und Wirtschaftswissenschaften an der Universität Basel.



## Über die halbe Innenstadt verteilt

*In Basel erstreckt sich der universitäre Betrieb auf mehr als 90*

*Liegenschaften – ein Streifzug durch zwei sehr unterschiedliche Gebäude*

Die Universität Basel hat über 40 Standorte. Das Biozentrum und das Seminar für klassische Philologie sind in besonders passenden Bauten untergebracht.

**Andrea Fechtig**

Das Biozentrum an der Klingelbergstrasse und das Seminar für klassische Philologie am Petersplatz. Wer diese beiden Standorte der Universität Basel finden will, hat es nicht gerade leicht. Denn die diversen Institutsgebäude verteilen sich quer über die Basler Innenstadt. Insgesamt sind es mehr als 90 Liegenschaften an über 40 Standorten. Mittelfristig will sich die Hochschule auf die Standorte Schällemätteli, Brückenkopf Volta, Campus Bahnhof und Petersplatz konzentrieren. Die heutige Gebäude-landschaft der Universität indes muss als Resultat der unterschiedlichen Geschichte der einzelnen Fakultäten gesehen werden. Schon oft wurden selbige in mehrere Institute, Abteilungen und Departemente unterteilt, um ein differenziertes Fächerspektrum zu etablieren. Das Selbstverständnis der einzelnen Fakultäten, ja sogar der einzelnen Institute variiert genauso wie deren Alter und Etat. Nicht selten wurden Gebäude erweitert oder neu bezogen, um der steigenden Zahl der Studierenden und dem wachsenden Forschungsbedarf gerecht zu werden.

### Früh in der Forschung dabei

Das naturwissenschaftliche Forschungsareal der Universität Basel befindet sich westlich des Rheins, an der Ecke Klingelbergstrasse/St.-Johanns-Ring. Hier reihen sich die Departemente für Physik und Umweltwissenschaften an dasjenige für physikalische Chemie. Die Gebäude des Bio- und des Pharma-

zentrums verfügen sogar über eine direkte Verbindung zueinander.

Nähert man sich von der Schanzenstrasse, so ist es insbesondere das Biozentrum, das einem bereits nach wenigen Schritten ins Auge fällt. Mit seinen sieben Stockwerken überragt es die nebenstehenden Häuser mühelos. Der architektonische Übergang zwischen Bio- und Pharmazentrum ist klar zu erkennen. Im Inneren des Biozentrums drängt sich der Eindruck auf, dass nichts von der eigentlichen Materie der Wissenschaft ablenken soll. Minimalistisch gehaltene Sitzgelegenheiten sowie kahle, massive Mauern heben den praktischen Charakter einer Forschungsstätte hervor. Die Eingangshalle wirkt geradezu ausgestorben. Dies mag zunächst verwundern, wenn man bedenkt, dass das Biozentrum über 400 Mitarbeitende beherbergt. Neben rund 200 Doktoranden und Habilitierenden sowie 50 Diplomanden ist dies auch der Arbeitsplatz von 30 Professoren, freien Wissenschaftlern und Forschenden, die einen Gastaufenthalt an der Universität Basel absolvieren. Weitere 80 Beschäftigte übernehmen Aufgaben im administrativen Bereich und in der Haustechnik.

Die ruhige Atmosphäre im Gebäude wird nach kurzer Zeit von hallenden Schritten unterbrochen. Eine Studentin hat den Weg aus den oberen Stockwerken in die Cafeteria im Erdgeschoss gefunden. Fast automatisch fragt man sich, auf welcher Etage und in welcher Forschungsgruppe sie wohl tätig ist.

Charakteristisch für das Biologiestudium in Basel ist die direkte Einbindung der Studierenden in Forschungsarbeiten. Die ersten beiden Jahre dienen dabei hauptsächlich dem Erwerb von Grundlagenwissen in Mathematik, Physik, Chemie und den verschiedenen Bereichen der Biologie. «Im dritten Jahr

finden die Praxis und die Vertiefung statt», sagt Micha Eichmann, Präsident des Vereins Studierender der Biologie. In dieser Phase entscheiden sich die Studierenden für vier Blockkurse und setzen somit ihren individuellen Schwerpunkt in Molekularbiologie, organischer oder in integrativer Biologie. «So ergibt sich eine abwechslungsreiche Mischung von Theorie und praktischer Arbeit», sagt Eichmann.

Nimmt man die konstant hohen Studierendenzahlen zum Nennwert, so scheint sich diese Art der Ausbildung zu bewähren. Unter den an der Universität Basel gelehrten Naturwissenschaften ist die Biologie das beliebteste Fach. Im Herbstsemester 2009 zählte die Disziplin 539 Studierende. Frauen waren leicht in der Mehrheit.

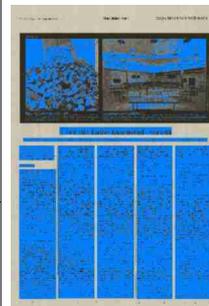
Das Biozentrum bemüht sich, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Lehrkräften und Studierenden herzustellen. «Im ersten und zweiten Jahr liegt das Betreuungsverhältnis in den grossen Vorlesungen bei ungefähr 1:100», erläutert Eichmann. In den Blockkursen stünden bei der Theorievermittlung einem Dozierenden ungefähr 40 Studierende gegenüber; bei der praktischen Arbeit jedoch seien es nur mehr um die 10 Studierende, sagt Eichmann.

Die Dozierenden, die gleichsam auch Forscher sind, ermöglichen den Studierenden anhand konkreter Forschungsprojekte einen umfassenden Einblick in wissenschaftliche Arbeitsweisen. Diese werden nicht nur durch Gelder der Universität, sondern auch durch diverse Drittmittel unterstützt. 2009 etwa liess der Schweizer Nationalfonds der Grundlagenforschung an der Universität Basel 47,6 Millionen Franken zukommen. Für die Bereiche Biologie und Medizin wurden 17,5 Millionen gesprochen.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 5  
Fläche: 104'644 mm<sup>2</sup>

Am Biozentrum wird auf sechs Stockwerken geforscht. Hier beschäftigen sich unterschiedliche Abteilungen mit den Schwerpunkten Zellbiologie, Strukturbiochemie, molekulare Mikrobiologie, Biochemie, Biophysik, Pharmakologie und Neurobiologie. Bioinformatik, Genomik und Nanowissenschaften sind vor wenigen Jahren hinzugekommen. Zusammenarbeit ist dem Biozentrum dabei nicht nur auf spezialisierte Art und Weise wichtig, sondern auch generell: Kooperationen gibt es auch mit dem vor neun Jahren angegliederten Pharmazentrum. Dort reicht das Spektrum von molekularer Zoologie im fünften Stock bis hin zu den klinischen Neurowissenschaften im Obergeschoss. Diese Interdisziplinarität verbindet Mediziner mit Biologen wie auch mit Zoologen. Die Forschenden profitieren gegenseitig voneinander. Dieses Konzept besteht seit der Gründung des Biozentrums im Jahre 1971 und hat sich bis heute bewährt.

## Über 700 Jahre alte Mauern

Während das Biozentrum auf eine recht überschaubare Geschichte zurückblicken kann, befindet sich am Petersplatz ein Gebäude, das schon vor der Gründung der Universität Basel existierte: das «Schoene Hus» am Nagelberg Nummer 6, erbaut zwischen 1240 und 1270. Nach einer Renovierung in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entschieden die Basler Kultusbehörden, dass dieses historische Gebäude der philosophisch-historischen Fakultät überlassen werde. Und so befindet sich heute im Hauptgebäude dieser Dreihäuser-Anlage neben dem englischen und dem philosophischen Seminar auch das Seminar für klassische Philologie. Im kommenden Jahr feiert es sein 150-jähriges Bestehen.

Durch einen breiten Torgang gelangt man in den Innenhof. Das Seminar befindet sich im ersten Stock des vorderen Gebäudeteils, den man über eine steinerne Wendeltreppe erreicht. Teile des Hauptbaus, der über einen Laubengang

zu erreichen ist, werden ebenfalls von Fächern der klassischen Philologie genutzt. Es ist Mittagszeit, und die Stimmung im Gebäude ist entsprechend entspannt. Einzelne Studierende streifen durch die Gänge; in der Eingangshalle arbeiten ein paar Studentinnen vor ihren Computern.

## Internationale Projekte

«Wir sind immer schon eine kleine Einheit gewesen», sagt Henriette Harich-Schwarzbauer, Professorin für Latinistik. Wie viele Studierende ihren Alltag hauptsächlich im «Schoenen Hus» verbringen, lässt sich nur schwer sagen, da ein Studium der alten Sprachen an der Universität Basel eng mit den Altertumswissenschaften verwoben ist. Es dürften etwa 70 Studierende sein. Hinzu kommen rund 20 Studierende der Fachhochschule Nordwestschweiz, die eine Lehrerausbildung absolvieren und am Nadelberg die notwendigen Lateinkenntnisse erwerben.

Gerade diese Übersichtlichkeit schafft ein persönliches, fast schon familiäres Verhältnis zwischen Dozierenden und Studierenden. Ebenso findet ein reger Austausch zwischen Lehre und Forschung statt. Ein wichtiger Faktor dabei ist die hausinterne Bibliothek. Deren Bestand reicht von Werken der Antike bis hin zu wissenschaftlichen Büchern über Gender-Studies. Es ist nicht unüblich, dass Studierende nach ihrem Abschluss bei hausinternen, aber auch bei internationalen Projekten mitwirken. Am Basler Homer-Kommentar, dem ersten deutschsprachigen Begleittext seit 1913, ist neben Professoren und Habilitanden mit Katharina Wesselmann auch eine Basler Absolventin beteiligt. Eine andere Nachwuchshoffnung, Petra Schierl, arbeitet zurzeit an der amerikanischen Spitzenuniversität Princeton und an der nicht weniger renommierten Universität von St. Andrews in Schottland an ihrer Habilitation über bukolische Lyrik.

In den 150 Jahren seit seiner Gründung war die Geschichte des Instituts stark mit derjenigen der mehrmals

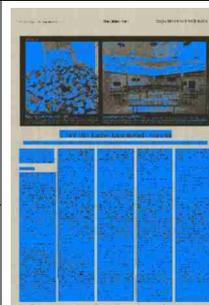
wechselnden Hauptgebäude der Universität verbunden. So befand sich das Seminar für klassische Philologie zunächst im alten Kollegiengebäude am Rheinsprung und ab 1900 in der Universitätsbibliothek. Nach kurzen Aufenthalten am Stapfelberg und in der Augustinergasse bezog das Institut 1968 seine heutige Stätte ganz in der Nähe von einem zentralen Hauptgebäude der Universität, dem Kollegienhaus am Petersplatz.

Bei einer so langen Institutsgeschichte lassen sich Umbrüche und Umstrukturierungen kaum vermeiden. Bis 1980 konzentrierte sich die klassische Philologie in Basel vor allem auf wissenschaftliche Arbeit an Texten. In den letzten Jahren orientiert sich der Fachbereich stärker an den Kultur- und Literaturwissenschaften. So sucht das Seminar neben dem interdisziplinären Austausch mit den Altertumswissenschaften auch den Kontakt mit anderen Fächern, insbesondere mit den Kunst- und Medienwissenschaften.

## Innovation contra Tradition

Aus Sicht von Anton Bierl, dem Institutsvorsteher, fungiert das Seminar denn auch als Drehscheibe zwischen den verschiedenen Disziplinen. Trotzdem betont der Professor, dass das Seminar für klassische Philologie nicht nur neue Wege gehen, sondern auch das sprach- und literaturwissenschaftliche Kerngeschäft weiter betreiben wolle. Auch Henriette Harich-Schwarzbauer sagt, dass antike Texte am Leben gehalten werden müssten. «Das Seminar hat eine bewahrende Funktion.»

Der Drang nach Innovation und die Tradition des Instituts stehen nicht immer konfliktfrei nebeneinander. Diese Spannung ist auch im Seminar selbst zu spüren. Es herrscht Aufbruchstimmung. Und es steht ein weiterer Umzug bevor. Gemeinsam mit dem Departement Altertumswissenschaften wird die klassische Philologie noch dieses Jahr die neuen Räume im Rosshof an der Rosshofgasse 2 beziehen. Der Abschied vom jetzigen Standort wird vielen nicht



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

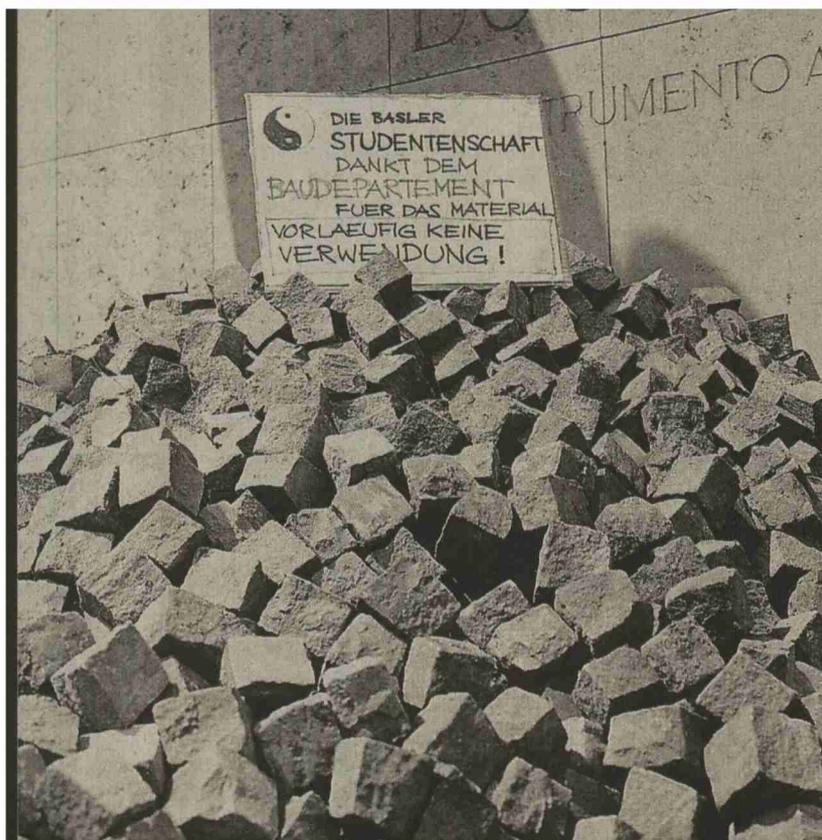
Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 5  
Fläche: 104'644 mm<sup>2</sup>

leichtfallen. Sowohl Studierende als auch Dozierende schätzen die inspirierende Atmosphäre im «Schoenen Hus». Doch es sind nicht genug Räume vorhanden. Deren Einrichtung kommt dem wissenschaftlichen Arbeiten nicht immer entgegen. Von der neuen Unterkunft erhofft sich die Seminarleitung ein zeitgemässeres Ambiente sowie nicht zuletzt einen repräsentativen Sitz, wie es sich für eine Stätte der Wissenschaft gehört. Die Universität Basel wächst weiter, auch nach 550 Jahren.

.....  
**Andrea Fechtig** studiert Medienwissenschaft und Wirtschaftswissenschaften an der Universität Basel.

## ZEITZEICHEN

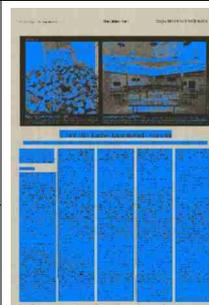


### Pflasterstein-Arsenal vor der Universität (1968)

Im Frühjahr 1968 wurde an der Universität Basel erstmals eine Kommission eingerichtet, in die Vertreter der Professoren, der Privatdozenten und der Studierenden paritätisch Einsitz nahmen. Zwei Jahre später waren studentische Delegierte auch in der Regenz zugelassen, der heutigen Vertretung der Stände.

Datum: 13.09.2010

# Neue Zürcher Zeitung



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 5  
Fläche: 104'644 mm<sup>2</sup>



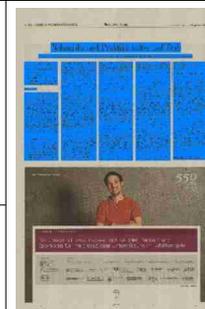
## Seziersaal im anatomischen Institut (undatiert)

Mitte der 1950er Jahre erlebte das Basler anatomische Institut eine ausgeprägte Blütephase. Unter der Leitung von Gerhard Wolf-Heidegger, der als Deutscher jüdischer Abstammung in den 1930ern nach Basel geflüchtet war, wurden am Rheinknie die morphologischen Wissenschaften etabliert. Als Lehrperson verstand es Wolf-Heidegger auch als seine Aufgabe, seine Studierenden in deren persönlichen Entwicklung weiterzubringen.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 6  
Fläche: 48'956 mm<sup>2</sup>

## Nebenjobs und Praktika halten auf Trab

*Nicht nur am Rheinknie sind Studierende darauf angewiesen, zumindest einen Teil ihres Unterhalts selber zu verdienen*

Über die Hälfte der Schweizer Studierenden verdient ihr Geld mit wechselnden Gelegenheitsjobs. Die grössten Chancen aber bieten berufsqualifizierende Teilzeitstellen. Ein Blick auf den studentischen Arbeitsmarkt in Basel zeigt: Beides ist möglich.

**Dominic Wirz**

Mit den letzten Krümeln, die vom Tisch in den Kübel wandern, findet auch Rahel Hufschmids Arbeitstag ein Ende. Kurz vor 14 Uhr hatte sie ihre Karo-Bluse gegen ein schlichtes weisses Ober- teil getauscht und sich die weisse Stoffschürze umgebunden. So kleiden sich die Serviceangestellten im «Mercedes Spot», einem Café in der Basler Innenstadt. Nun ist es halb acht Uhr abends, und ein weiterer Punkt auf Rahels Agenda ist abgehakt. Am Morgen hatte sie noch in zwei Vorlesungen gegessen, dazwischen nahm sie sich kurz Zeit für Sport. «Jetzt muss ich nochmals ran und für morgen ein Referat auf die Beine stellen.» Die Geschichte des Mittelalters wird sie dabei bis in die Nacht begleiten.

### Begehrte Ferienjobs

Laut dem Bundesamt für Statistik (BfS) gehen 51 Prozent der Studierenden in der Schweiz neben dem Studium einer Beschäftigung nach. Studierende im ersten Semester investieren häufig nur ein paar Stunden pro Woche. Doch mit zunehmendem Alter wächst der Anteil, der von der freien Zeit fürs Geldverdienen hergegeben wird. «Bei mir war es von Anfang an so, dass ich Studium und Freizeit jeweils um den Schichtplan im Café herum organisiert

habe», gesteht Rahel, die heute, kurz vor ihrem Abschluss an der Universität, noch zweimal pro Woche im Einsatz ist. Und sie sagt: «Das Arbeiten war mir immer wichtig.»

Um solche Flexibilität ist so mancher Arbeitgeber froh. Allerdings sind längst nicht alle Studierenden gleich flexibel; die Wahl der Studienrichtung entscheidet hier mit: Für Mediziner ist es generell schwieriger, ihren Stundenplan den Anforderungen der Arbeitswelt anzupassen. Angehende Geisteswissenschaftler haben es etwas einfacher.

Insbesondere während der Sommerpause, wenn an der Universität drei Monate lang keine Vorlesungen gehalten werden, haben viele Studierende die Möglichkeit, Berufserfahrungen zu sammeln. Vor der vorlesungsfreien Zeit herrscht denn auch ein reges Treiben auf dem «Marktplatz», der universitäts-eigenen Online-Plattform für Jobs, Wohnungen und Freizeitaktivitäten. «Vor den Semesterferien verzeichnen wir nahezu doppelte so viele Jobangebote und -nachfragen wie sonst; 200 Neueinträge pro Woche sind in dieser Phase keine Seltenheit», sagt Tanja Schuler, die Leiterin der Weboffice-Stelle der Universität. Gehandelt werden zumeist Teilzeit- und Temporärstellen, dies typischerweise für Aushilfsarbeiten in Büros, in der Gastronomie oder als sogenannte Field Agents.

So nennt man die meist bunt gekleideten Gestalten, die auf öffentlichen Plätzen Gratismuster von Markenprodukten verteilen. Was solche Gelegenheitsjobs einbringen, reicht allerdings selten aus, um die Lebenskosten während des Studiums vollumfänglich zu decken. Laut BfS steuern Eltern in der Schweiz durchschnittlich zwischen 800 und 1200 Franken pro Monat bei, ab-

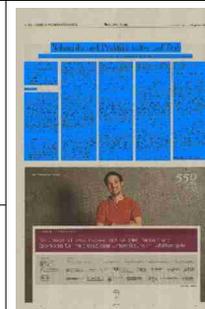
hängig von Alter und Wohnsituation ihrer studierenden Kinder. Über die Hälfte der Studierenden wohnt in einer eigenen Wohnung oder einer Wohn-gemeinschaft, was monatliche Mehrkosten in der Höhe von rund 700 Franken mit sich bringt.

### Praktika mit Perspektiven

Während Gelegenheitsjobs auf der einen Seite ein Maximum an Flexibilität ermöglichen, sind sie andererseits selten auf eine spätere Berufstätigkeit zugeschnitten. Wer hingegen in einer gewünschten Branche richtig Fuss fassen möchte, sei es etwa bei einer Bank, im Journalismus oder in der chemischen Industrie, der bemüht sich besser frühzeitig um Praktikumsplätze bei branchennahen Unternehmen.

Diese sind mitunter sehr daran interessiert, künftige Angestellte noch während des Studiums an einen Beruf heranzuführen. Das zeigt das Beispiel von Novartis. Hans Locher, Leiter Human Resources Schweiz, sagt: «Bei unseren Ausbildungsstellen finden Studierende die Möglichkeit, on the job zu lernen.» Praktikumsplätze unterscheiden sich denn auch deutlich von Aushilfejobs. Flexibilität ist nicht das Mass der Dinge. Wichtig ist vielmehr Konstanz. Bei Novartis sind die Mehrheit der angebotenen Plätze Vollzeitstellen. Wer bereit ist, Zeit und Energie in Praktika zu investieren, kann sich für einen qualifizierten Nebenjob auch über die Semesterferien hinaus empfehlen. «Es kommt immer wieder vor, dass aus einem erfolgreich absolvierten Praktikum eine längerfristige Zusammenarbeit entsteht», sagt Locher.

Was das bedeuten kann, geht aus den Zahlen des BfS hervor. Gerade Studie-



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 6  
Fläche: 48'956 mm<sup>2</sup>

rende von über 25 Jahren weisen häufig ein Arbeitspensum von 40 Prozent und mehr aus. Ab diesem Alter erwirtschaftet der durchschnittliche Studierende ein Einkommen, das die Unterstützungsbeiträge der Eltern etwa aufzuwiegen vermag.

In dieser Situation befindet sich auch Rahel Hufschmid. Seit Beginn des Studiums hatte sie neben der Universität gearbeitet. «Ich hätte das nicht gemusst», sagt sie. «Aber ich war das meinen Eltern einfach schuldig.» Anfangs war ihr Schichtplan im Café dichter. «Ich musste schliesslich eingearbeitet werden», sagt Hufschmid. Als angehende Lehrerin begann sie mit der Zeit, an Schulen Vertretungen zu übernehmen. Das Pensum im Café reduzierte sie dann auf ein Minimum.

Im «Mercedes Spot» gehört es von Anfang an zum Konzept, dass ausschliesslich Studierende im Service arbeiten, wie Inhaberin Lilo Kestenholz ausführt. «Am liebsten stelle ich Junge

ein, die relativ frisch mit dem Studium angefangen haben.» Das bringe eine gewisse langfristige Perspektive. Tatsächlich blieben viele Angestellte dem Café bis zum Abschluss an der Universität treu. «So lässt sich eine Balance finden zwischen Einarbeitungszeit, erwünschter Professionalität und der unvermeidbaren Fluktuation im Betrieb», summiert Kestenholz.

## Zeitmanagement ist zentral

Arbeiten im Café, Vertretungen an der Schule, Vorlesungen an der Universität, dazwischen Sport und etwas Partyleben – Rahel Hufschmid ist überzeugt: «Für mich hat sich der Mix bewährt.» Für Studierende, die einen solchen Weg beschreiten, ist es indes ein schmaler Grat zwischen Studium, Berufserfahrung und Freizeit. Ohne Zeitmanagement geht es nicht. Gewisse Fixpunkte sind unumstösslich, so zum Beispiel die Lernphasen vor den Prüfungen. Oder

das Hin und Her, wenn der neue Stundenplan mit den Wünschen des Arbeitgebers in Einklang zu bringen ist.

Für solche Fixpunkte ist man auch auf Arbeitgeberseite gerne bereit, flexible Lösungen zu finden. Gehör erhalten manchmal auch die anderen Bedürfnisse, die zu einem richtigen Studentenleben nun einmal dazugehören. So konnte Hufschmid einen zweisemestrigen Studienaufenthalt in Berlin verwirklichen. Auch die Sommerferien durfte sie schon einmal verlängern. «Man arbeitet nicht nur für Wohnungsmiete, Studiengebühren und für die Berufserfahrung, sondern auch, weil man selbstverdientes Geld viel lieber ausgibt», sagt Hufschmid lachend, hängt die weisse Stoffschürze an den Haken und schwingt sich aufs Fahrrad.

.....  
**Dominic Wirz** studiert Medienwissenschaft und deutsche Philologie an der Universität Basel.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 7  
Fläche: 28'904 mm<sup>2</sup>

## Vorkaufsrecht für Novartis

*Das Friedrich-Miescher-Institut und sein Verhältnis zum Pharmakonzern*

Obwohl fast komplett von Novartis finanziert, betreibe das Friedrich-Miescher-Institut vor allem Grundlagenforschung, sagt deren Direktorin Susan Gasser.

**Emanuel Gisi**

Sie sei froh, nicht Teil der Universität zu sein, sagt Susan Gasser. Nicht, dass sie etwas gegen die Verhältnisse und Abläufe an einer Universität hätte. «Aber wir sind anders als ein normales Universitätsinstitut», sagt die Direktorin des Friedrich-Miescher-Instituts (FMI).

Das FMI ist auf biomedizinische Forschung spezialisiert, die heute wichtigsten Forschungsschwerpunkte liegen in der Neurobiologie, der Wachstumskontrolle und in der Epigenetik. In der Ausrichtung nicht unbedingt aussergewöhnlich, zeigt sich der Unterschied zum durchschnittlichen akademischen Institut in der Finanzierung. Das Budget des Friedrich-Miescher-Instituts wird zu 80 Prozent von Novartis getragen. Dazu kommen jährlich fast 8 Millionen Franken Forschungsgelder von öffentlichen Institutionen, darunter die Europäische Union oder der Schweizerische Nationalfonds.

### Industrie und Universität

Das ist in der Tat nicht alltäglich. Verliert das Institut damit nicht seine Unabhängigkeit? Oder, anders gefragt, darf ein Institut, das über weite Strecken mit der Industrie zusammenhängt, von der Industrie finanziell abhängig ist, überhaupt mit der Universität zusammenarbeiten, die ihrerseits für unabhängige Forschung steht? «Ja», findet Gasser. Denn man biete dem Nachwuchs der Universität Basel im FMI

eine attraktive Perspektive. «Und wir betreiben hauptsächlich Grundlagenforschung; wir nehmen keine Forschungsaufträge von Novartis entgegen, um diese dann umzusetzen.» Novartis erwirbt durch die Finanzierung des Instituts ein Vorkaufsrecht auf die vom FMI entwickelten Patente. Zeigt sich Novartis an Produkten des Instituts nicht interessiert, steht es diesem frei, die betreffenden Patente an die Konkurrenz zu verkaufen. Ist auf dem Markt niemand an den Errungenschaften interessiert, verkauft das FMI nichts.

Es lassen sich aber, dazu steht die Direktorin, Unterschiede in der Ausrichtung der Forschung des FMI im Vergleich zur Art der Forschung in «normalen» Instituten feststellen. «Man lernt als Forscher, seine Ergebnisse zu verkaufen», formuliert sie es positiv. «Bei uns läuft alles über Eigeninitiative. Die Tatsache, dass wir von Novartis gefördert werden, bedeutet, dass wir nicht einfach ins Blaue hinaus forschen können. Am Ende des Jahres wollen wir etwas verkaufen. Wenn wir am Ende des Jahres mit leeren Händen dastehen, haben wir sicher nicht alles richtig gemacht. Insofern richten wir uns in gewisser Weise an Novartis, am Markt, aus.»

Doch ist die Zusammenarbeit auch für den Konzern ausserordentlich interessant. Der Pharmakonzern setzt in der Kooperation mit dem FMI «auf das Haus», wie Gasser sagt. «Wenn Novartis einen einzelnen brillanten Wissenschaftler einstellt und ihn mit optimalen Ressourcen arbeiten lässt, sind die Chancen, dass am Schluss etwas dabei herauskommt, geringer, als wenn man uns, mit unseren 320 Mitarbeitern, finanziert.» Solange Novartis am Ende des Forschungsjahres genügend Patente

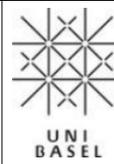
kaufen kann, so lange bleibt FMI für Novartis interessant.

### Jubiläum feiert auch das FMI

Und so feiert auch das FMI 2010 Jubiläum. An die 550 Jahre der Universität Basel kommt man zwar nicht ganz heran. Aber die 40 Jahre, die das Institut an der Maulbeerstrasse auf dem Buckel hat, sind «für unsere Organisationsform sehr respektabel», sagt Direktorin Gasser. Während der letzten Jahrzehnte wurden immer wieder ähnlich organisierte Institute geschlossen. Am FMI wurde also offenbar vieles richtig gemacht.

Ein Modell, das die Genetikerin Gasser für andere Institute oder Fakultäten empfehlen würde, ist das FMI dennoch nicht. «Die Universität ist eigentlich gut so, wie sie ist», sagt sie bestimmt. «Es mag romantisch klingen, aber es ist für mich wichtig, dass an der Universität die Forschung und die Industrie voneinander getrennt bleiben. Ich finde nicht, dass ein medienwissenschaftliches Institut mit einem Medienunternehmen zusammenarbeiten sollte, um damit die Ausbildung der Studierenden zu finanzieren. Die Universität muss unabhängig sein.» Aus diesem Grund sei sie froh, dass das FMI nicht Teil der Universität Basel ist. «Wir sind nicht die Universität. Ich habe lange und gerne an Universitäten gearbeitet, aber jetzt schätze ich es, anders arbeiten zu können.»

.....  
**Emanuel Gisi** studiert Medienwissenschaft und Soziologie an der Universität Basel.



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 7  
Fläche: 19'547 mm<sup>2</sup>

## MOMENTAUFNAHME

# Letzte Rettung: Dings-Shop

*Wo sich Studierende mit Schreib- und Denkstoff eindecken*

**Maximilian Henneberger** · Kopieren, drucken, kleben, heften, klammern. Während der Vorlesungszeit müssen die Studierenden Unmengen an Papierkram sammeln und selber produzieren. Schon nach wenigen Wochen platzen Notizblöcke und Ordner von so manchem Jungakademiker aus allen Nähten, und man nimmt sich Mal für Mal zum Vorsatz, im kommenden Semester etwas geordneter und sorgfältiger zu Werke zu gehen. Verantwortlich für die Papierflut, die sich Semester für Semester über die Studierenden ergiesst, ist unter anderem der Dings-Shop.

Ist noch schnell ein Hand-out zu drucken, ein Text zu kopieren, oder muss eine schriftliche Arbeit in letzter Minute gebunden werden? Dann ist der Dings-Shop oft die letzte Rettung. Der Laden, der in seiner jetzigen Form seit 2002 besteht, ist als Stiftung konzipiert. Die Initiative dazu stammt von ehemaligen Studierenden, früheren Mitarbeitenden sowie einigen Gönnern. Zu diesen zählen die Universität, die Studentische Körperschaft der Universität Basel (Skuba) sowie der StudentInnenrat der Hochschule.

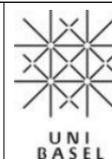
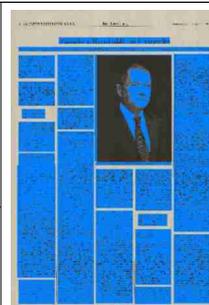
«Ohne die Unterstützung der Gönner würde es den Dings-Shop wohl nicht geben», sagt Nicole Meier, eine langjährige Mitarbeiterin. Die 48-Jährige arbeitet gemeinsam mit acht Kolleginnen in dem beliebten kleinen, ja fast unscheinbaren Laden an der Kornhausgasse. Doch das Geschäft hat einiges zu bieten. Neben sieben Kopiergeräten und Druckern steht den Kunden, zu denen nicht nur Studierende zählen, auch eine Online-Plattform zur Wohnungs- und Stellenvermittlung zur Verfügung. Wei-

ter verlocken unzählige Stifte in allen Formen und Farben zum Kauf. Es gibt zudem die Möglichkeit, einen Übersetzungsdienst zu nutzen sowie Karten für Studentenpartys und andere Events zu kaufen. Zu Beginn jedes Semesters produziert und verkauft der Dings-Shop ausserdem Reader und Skripte von etlichen Lehrveranstaltungen. «Bis der Laden ein solches Angebot auf die Beine stellen konnte, war es ein langer Weg», sagt Meier.

Die Ursprünge des Dings-Shop gehen auf die 1970er Jahre zurück. Unter dem Namen «Going Banana» verkaufte man in einem kleinen Raum im Kollegienhaus am Petersplatz vor allem Schreibmaterial. «Der im Zuge der Neugründung erfolgte Umzug an die Kornhausgasse war ein gewagter Schritt, der fast schiefgegangen wäre», erzählt Meier. «Die neue Geschäftsleitung hatte grosse Pläne.» Die Stiftung sollte höhere Erträge erwirtschaften, und so begab man sich auf unbekanntes Terrain – und scheiterte.

Nach zwei Jahren der Misswirtschaft kehrte der Dings-Shop zurück zu Altbekanntem. Heute steht der Laden wieder auf festen Beinen. Im Februar 2009 konnte ein kleiner Ableger des Dings-Shop im wirtschaftswissenschaftlichen Zentrum eröffnet werden, das im Jacob-Burckhardt-Haus am anderen Ende der Stadt beheimatet ist. Damit dürfte sichergestellt sein, dass sich Studierende an allen Ecken der Universität Basel auch weiterhin auf zum Bersten gefüllte Ordner freuen dürfen.

.....  
**Maximilian Henneberger** studiert Medienwissenschaft an der Universität Basel.



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 8  
Fläche: 108'227 mm<sup>2</sup>

## Zwischen Humboldt und Amerika

*Rektor Antonio Loprieno spricht sich für einen graduellen Wandel von einer rein staatlich zu einer von Stiftungen finanzierten Universität aus*

Die Universität Basel hat im Jubiläumsjahr auch Weichen für die Zukunft gestellt. Wie diese aussehen könnte, führt Antonio Loprieno im Gespräch mit Walter Rüegg und dem in Basel lehrenden Medienwissenschaftler Klaus Neumann-Braun aus.

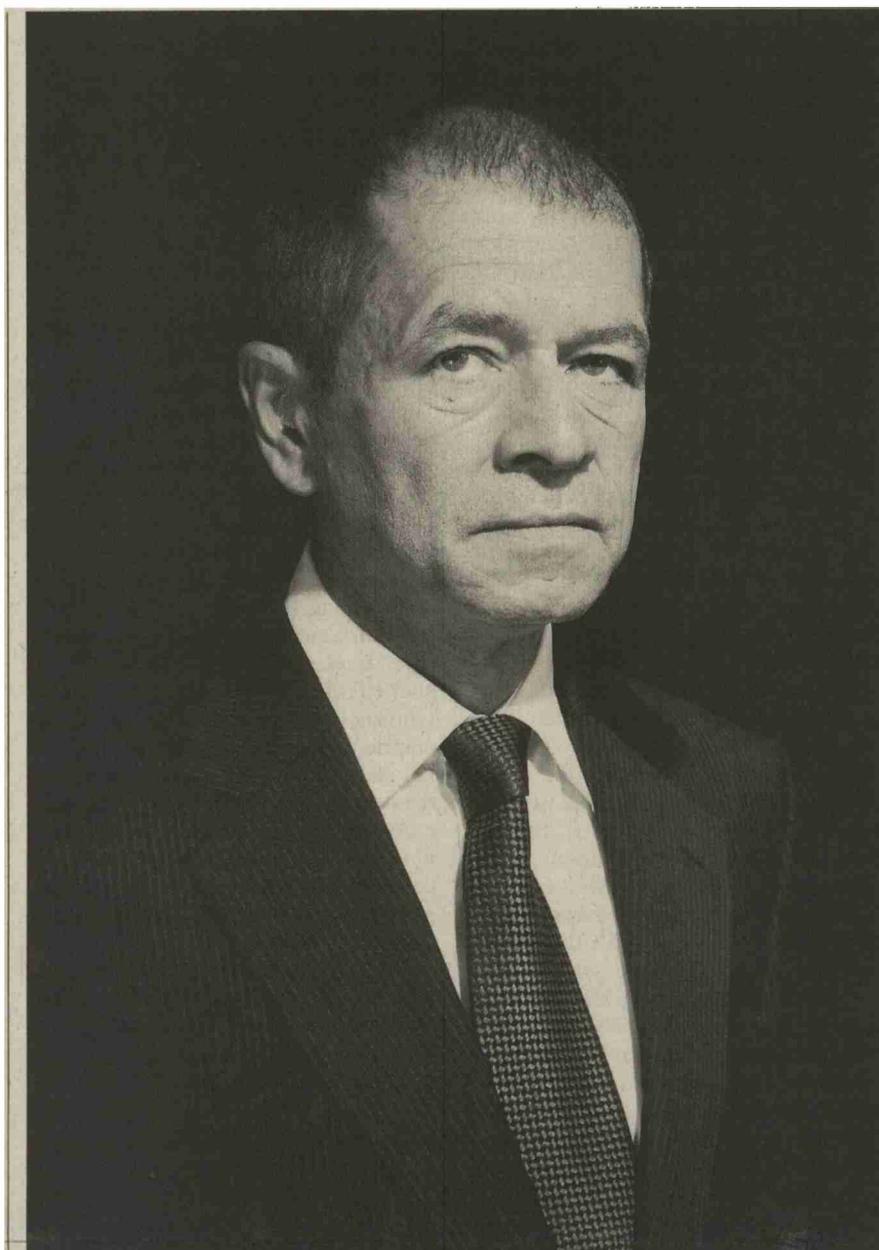
*Herr Loprieno, was tut der Rektor in diesem Jahr der 550-Jahr-Feier?*

Grundsätzlich versucht er, in den verschiedenen Events diejenigen Botschaften zu portieren, die sich die Universität für das Jubiläum vorgestellt hat. Das ist sozusagen ein globales Pensum für das Jahr. Praktisch ist also der Rektor eine Art Botschafter, der immer wieder eingesetzt wird, wenn man die Universität

«Die Definition universitärer Schwerpunkte ist komplex.»

nicht in toto präsentieren kann. Es gibt in diesem Fall jemand, der diese symbolische Rolle übernehmen muss. In unserem Fall ist die Botschaft des Jubiläums verborgen in dem Motto «Wissen bewegt uns». Es geht wie in einem Oxymoron darum, dass man Geschichte benutzt, um Geschichte aufzuheben: Als kennzeichnendes Merkmal der Universität Basel soll die Dynamisierung des Wissens und nicht die Zelebrierung der Vergangenheit gelten.

*Da haben Sie sicher auch Zeit gehabt, sich Gedanken über die Situation der Universität zu machen. Wo ist die Universität Basel stark? Wo muss sie noch stärker werden?*



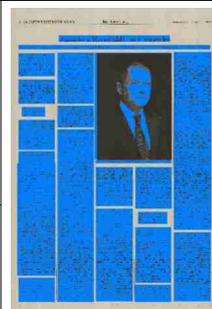
*Antonio Loprieno will die Trägerschaft der Universität erweitern.*

MARK NIEDERMANN

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 8  
Fläche: 108'227 mm<sup>2</sup>

Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, weil alles sich letzten Endes um dieses Adjektiv «stark» dreht. Es ist ein Paradox, dass wir in der humboldtschen Universität eine Art intuitives Wissen hatten, was die Universität stark machte. Ich bin in Göttingen bis zur Habilitation als Ägyptologe aktiv gewesen: Die Universität Göttingen hatte ein solches Selbstverständnis als starke Universität – eine Mischung aus Geschichte und Gegenwart. Und jetzt sind wir in einer merkwürdigen Situation, bei der auf der einen Seite die Stärke einer Universität viel messbarer geworden ist, als sie früher war – etwa durch Rankings und ähnliche Indikatoren. Auf der anderen Seite ist aber die gesellschaftliche Erwartung, die sich hinter der Stärke einer Universität verbirgt, höchst differenziert geworden. Das ist übrigens auch der Grund, weshalb auch die Europäische Kommission jetzt Rankings willkommen heisst. In Europa wollen wir keine amerikanischen Rankings, aber wir wollen dennoch die Stärke einer Universität nach Indikatoren messen können. Die Europäische Kommission macht dies auch, damit man von Litauen bis Portugal sagen kann, unsere Universitäten sind gut! Aber es ist schon so, dass die Qualität einer post-humboldtischen Universität viel komplexer zu definieren ist. Ich kann Ihnen sagen, dass die Universität Basel eine Stärke erreicht hat, die wir nun nachhaltig gestalten müssen. Wir können noch stärker werden, aber wichtiger wäre es, sich als eine Forschungs- und zugleich Volluniversität zu verstehen. Vor 30 Jahren war der Begriff Volluniversität unproblematisch; jetzt ist alles viel komplexer geworden. Wir sind eine Universität, die in einigen Forschungsgebieten auf Weltenebene mithalten kann und die zudem versucht, eine beständige Volluniversität zu bleiben.

*Das ist eine grosse Ambition, nicht zuletzt angesichts der Entwicklung von Internet, von anderen Lerntechniken. Die Stärke der Universität ist eine Stärke auf Widerruf. Und das hat zur Folge, dass der Aufwand, den sie betreiben muss, um selbst Profil zu entwickeln,*

*immer grösser und aufwendiger wird.*

Ganz genau. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: Nehmen wir die Fakultät X, die in einem bestimmten Bereich sehr forschungsstark ist und einen strategisch wichtigen Bereich abdeckt. Nun kann es sein, dass die Studierenden dieser Fakultät nicht etwa wegen dieses strategisch wichtigen, forschungstarken Bereichs, sondern wegen eines populären, aber forschungsschwächeren Bereichs kommen. Man kann mit gleicher Rechtfertigung eine zusätzliche Professur im populären oder im strategisch wichtigen Bereich einrichten. Beides geht, aber nicht gleichzeitig; es muss von Fall zu Fall entschieden werden. Auch für Basel kann ich Ihnen keine allgemeingültige Antwort geben, ob wir eher in bestimmten Bereichen Weltspitze sein oder unseren Charakter als Volluniversität aufrechterhalten wollen; wir müssen von Fall zu Fall entscheiden, was im jeweiligen Kontext sinnvoll ist.

*Wer entscheidet darüber?*

In Basel entscheidet grundsätzlich alles, abgesehen vielleicht von der Ernennung von Assistenzen, der Universitätsrat. Aber er entscheidet nicht aus dem hohlen Bauch. Das Rektorat ist das Organ, das alle Entscheidungen vorbereitet. Und im Normalfall folgt der Universitätsrat seinem Vorschlag.

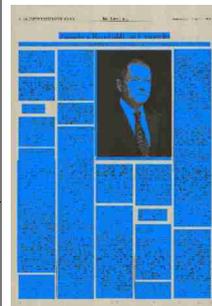
*Damit ist dieses Gremium auch für die Strategie verantwortlich. Wie sieht diese Strategie nun aus?*

Die gegenwärtige Strategie der Universität Basel gilt für die Jahre 2007 bis 2013. Sie spricht sich für die Aufrechterhaltung der Volluniversität und für Forschungsexzellenz in zwei Gebieten aus, die wir Profilierungsbereiche nennen: Life Sciences und Kultur. Als Rektor der Universität versuche ich, diese Strategie umzusetzen. Wenn Sie mich nun als wissenschaftspolitischen Intellektuellen fragen, so muss ich auch diese zwei Bereiche kritisch reflektieren. Ihre Problematik ergibt sich nämlich aus ihren zwei inhärenten Bedingungen. Das Problem von Life Sciences ist, dass in diesem Bereich das Erreichen von Forschungsexzellenz auf Weltniveau

enorm viel kostet. Ausserdem stehen wir leider Gottes nicht alleine da mit diesem Wunsch. Das heisst, Life Sciences ist unser strategischer Profilierungsbereich, aber keine «unique selling proposition» der Universität Basel. In Zürich gibt es zwei Institutionen, die mit uns sowohl kollaborieren als auch im Wettbewerb stehen (die Universität Zürich und die ETH Zürich, Anm. d. Red.), die auch sagen, die Life Sciences gehörten selbstverständlich zu ihrer Strategie. Bei der Kultur ist die Fragestellung etwas anders – aus entgegengesetzten Gründen, und zwar weil das Spektrum eines Profilierungsbereiches «Kultur» kaum präzise zu definieren ist. Das Problem ist hier nicht etwa die Kostenintensität, sondern die Unschärfe der strategischen Definition. Es ist dies jedoch eine Unschärfe, die durchaus gewollt ist und zum Begriff Kultur gehört. Sie sehen, wie komplex die Definition universitärer Schwerpunkte sein kann.

*Reden wir noch von den Finanzen: Kann sich die heutige Trägerschaft die Universität noch leisten?*

Ich glaube, dass die Erweiterung der Trägerschaft der Universität Basel ein Segen gewesen ist. Sie hat den aus universitärer Sicht historischen Fehler des Jahres 1833 korrigiert. (Ich glaube, dass die Kantonstrennung auch in globaler Hinsicht ein historischer Fehler war, aber das ist eine andere Geschichte. Nicht alle teilen diese Meinung, und das ist auch gut so. Für die Entwicklung unserer Universität aber war sie mit Sicherheit ein Fehler.) In puncto Trägerschaft müsste die Universität Basel auch eine nachhaltige Präsenz ausserhalb der politischen Trägerschaft anstreben, um den finanziellen Herausforderungen der nächsten Generation gerecht zu werden. Denn wenn wir uns die Entwicklung der Universität als Struktur anschauen, so müssen wir feststellen, dass in der Geschichte europäischer Universitäten der Anteil des Staates allmählich abnimmt. Auch die Universität Basel wäre deshalb gut beraten, wenn sie den Dialog mit der Öffentlichkeit,



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 8  
Fläche: 108'227 mm<sup>2</sup>

unter anderem mit der Industrie, weiterverfolgen würde, gerade um die historisch abnehmende staatliche Präsenz zu ergänzen. Universitätsleitungen beschwerten sich häufig über die wenigen Mittel, die sie vom Staat bekommen. Aber die Basler Kantone tun wirklich Enormes für die Universität. In Zeiten der Krise haben sie unser Budget erhöht. Angesichts dieser Situation darf man nicht sagen, der Staat tue nicht genug; das ist einfach nicht verantwortlich. Unser Staat, unsere zwei Staaten tun, was sie können.

*Das heisst, dass man auf den Weg einer Stiftung, einer Stiftungsuniversität, setzt. Dieser Weg ist in Amerika üblich. Sehen Sie Chancen für eine solche Konstellation auch in der Schweiz?*

Ich sehe Chancen, das graduell zu verändern, aber nicht radikal; das hat mit unserer Kultur zu tun. Was natürlich nicht darüber hinwegtäuschen sollte, dass amerikanisch wirkende Signale auch in der Schweiz möglich sind. Vor zwei Jahren wurde eine Universität in der Schweiz, die nicht wegen ihrer Exzellenz in Physik bekannt war, mit einer Spende von 105 Millionen Franken für die Entwicklung der Nanowissenschaften beschert. Sie sehen, es ist möglich, aber es ist punktuell. Es ist auch schwierig, eine Politik mit einem gewissen «return on investment» zu formulieren. Wir müssen Bedingungen dafür schaffen. Das haben wir in diesem Jubiläumsjahr gemacht, indem wir eine Universitätsstiftung gegründet haben. Aber bevor wir die 25 Milliarden von Yale erreichen, wird es schon ein bisschen dauern. Perspektivisch aber steht durchaus dieses Modell am Horizont. Es wird uns dann erlauben – wenn die Rechnung aufgeht –, eine kleinere Beteiligung des Staates am Universitätswesen und deshalb eine höhere Unabhängigkeit zu erreichen. Wir sind Kinder des humboldtschen Kulturgutes und denken, dass eine staatliche Universität vollkommen unabhängig ist, während die ersten 500 000 Franken von der Industrie eine gewaltige Einmischung darstellen. Beides ist nicht der Fall.

*Das wäre mit Blick auf die Zukunft ein grosser Wandel im Denken. Es dürfte für das Stiftungswesen sehr entscheidend sein, dass man nicht nur den Kontakt zu Institutionen, sondern auch zu Personen sucht. Würde dies auch ein Umdenken in der Praxis der Fund-Raising-Bemühungen bedeuten?*

Wir brauchen eine Professionalisierung unserer Fund-Raising-Praxis. Dass ein Einzelner sich eines Tages entscheidet, der Universität 100 Millionen Franken zu schenken, lässt sich nicht voraussehen oder planen. Aber man kann die Bedingungen dafür schaffen, dass sich viele Persönlichkeiten bereit erklären, vielleicht eine halbe Million Franken zu «Der primäre Stakeholder der Universität ist nicht mehr der Staat, sondern die Gesellschaft.»

spenden. Und das ist es, was das amerikanische System stark macht. Nicht die einmalige Schenkung, sondern dieses Alumni-Wesen.

*Dazu muss sich die Universität als Institution fast neu erfinden; in ihrem Verhältnis zur Wirtschaft, ihrer ganzen Art der Kommunikation.*

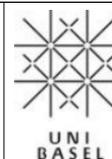
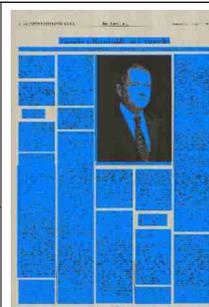
Genau. Ich spreche in diesem Zusammenhang von einer «Vergesellschaftung» der Universität. Vergesellschaftung in dem Sinne, dass der primäre Stakeholder der Universität nicht mehr der Staat ist, sondern die Gesellschaft in ihrer Vielfalt. Dabei spielt der Staat natürlich weiterhin eine zentrale Rolle, aber als eine wichtige Komponente der Gesellschaft, nicht als Monopolist. Das wäre das Modell für die Zukunft, insbesondere für ein Land wie die Schweiz, in dem der Staat vielfältig auftritt, etwa als Bund und als Kanton.

*Gegenwärtig haben wir mit dem Bologna-System eine Studienstruktur, in der relativ junge Leute früh in die Universität kommen und schnell wieder hinausgehen. Es bleibt gar nicht genug Zeit, dass sich Studierende mit ihrer Universität tief identifizieren.*

Für mich, der ich mich auch ein wenig als Vertreter des angelsächsischen Universitätsmodells verstehe, stellt sich die Lage folgendermassen dar: Wir haben in Europa eine Tradition, wonach der primäre Kanal der Identifizierung nicht die Institution, sondern die Disziplin ist. In Europa ist man primär ein Germanist, egal, ob in Zürich oder in Basel. In der angelsächsischen Tradition hingegen, in der die akademischen Institutionen in der Wahrnehmung viel präsenter sind, ist man primär ein Oxforder und dann, was man studiert hat. Wir gedenken häufig nostalgisch der Vorteile der humboldtschen Universität, vergessen jedoch deren Nachteile, die auch thematisiert werden sollten. Ihr grösster Nachteil war eben die ungenügende Berücksichtigung der Marke Universität zugunsten des Primats der Disziplin. Das hatten die angelsächsischen Strukturen uns voraus. Bologna hat nun auch die kontinentalen Universitäten gezwungen, den Gesamtblick der Institution zu pflegen und in den Vordergrund zu rücken. Dass man Ägyptologe sein und vom ersten Semester bis zur Habilitation nur in der Ägyptologie verbringen konnte, ohne zu wissen, was die Universität insgesamt darstellte, ist jetzt auch wegen der Bologna-bedingten Sprengung der Identität zwischen Fach und Studiengang vorbei. Das führt zu einer Aufwertung der Universität als Ganzes und zu Identifizierungsmechanismen. Diese Entwicklung können verständlicherweise einige Kollegen nicht begrüssen. Für sie bleibt das Institut im Vordergrund. Aber das wird sich ändern.

*Nochmals zu «Bologna»: Das Studium hat sich beschleunigt und verkürzt. Schaffen wir damit nicht das Gegenteil des Beabsichtigten, eine Transmittierbarkeit? Das steht der Idee der Identifikation und der Verwurzelung mit der eigenen Universität entgegen.*

Das ist wahr. Das System tendiert jedoch, denke ich, zum Ausgleich. Denn wenn Sie sich nur auf den Bachelor-Abschluss beziehen, haben Sie womöglich recht. Aber letzten Endes wird dieser



Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig

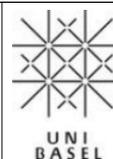
Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 8  
Fläche: 108'227 mm<sup>2</sup>

Mangel durch die Idee des lebenslangen Lernens kompensiert. Das Problem ist, dass wir das Bologna-System noch sehr partiell durchgesetzt haben. Dieser Zwischenstand ist nicht befriedigend. Die zugrundeliegende Idee ist die, dass sich der Studierende mit der Institution identifiziert und durch verschiedene Studienabschlüsse und Sequenzen diese Verbindung immer wieder reaktivieren kann. Bei uns ist der Master immer noch primär eine nahtlose Fortsetzung des Bachelors, oft am gleichen Ort. Es werden jedoch vermehrt Master-Angebote entstehen, die auf Mobilität ausgerichtet sind und es deshalb ermöglichen, die Verwurzelung in der Universität zu einem späteren Stadium der akademischen Karriere zu intensivieren. Insofern ist Ihr Befund richtig, aber hoffentlich nicht dauerhaft.

*Müsste man dazu nicht auch Beratungskonzepte für die Studierenden haben? Und damit eine adäquate Betreuung, die nur gelingen kann, wenn das Betreu-*

*ungsverhältnis Dozierender - Studierender wieder ins Lot kommt?*

Wir müssen auch lernen, unsere Analyse der Betreuungsverhältnisse flexibler zu gestalten. Eine bessere Betreuung wird nicht einfach durch eine Erhöhung der Zahl ordentlicher Professoren erreicht. Auch da ist eine Evolution nötig. Man muss eine Professur auch als eine Lehrinheit betrachten, bei der auch durch die Erhöhung der Zahl der Assistierenden eine Verbesserung der Betreuung stattfindet. Es ist die Absicht der Universität Basel, insbesondere im Mittelbau und im Nachwuchs zu investieren. Im Rahmen des Möglichen versuchen wir Professuren auf der Ebene Assistenzprofessur mit «tenure track» zu besetzen, eher, als Ordinariate zu schaffen. Nicht etwa um zu sparen, denn nach drei Jahren sind die Kosten identisch, sondern im Sinne einer Verjüngung, einer Erweiterung und einer Flexibilisierung der akademischen Laufbahn.



## MOMENTAUFNAHME

# Thursday Night Fever

*Was Studierende zu Wochenbeginn auf den Beinen hält*

**Maximilian Henneberger** · Montagmorgen im Kollegiengebäude der Universität Basel: Müde Gesichter, denen der fehlende Schlaf der letzten Nächte aus einiger Entfernung anzusehen ist, schlendern Trübsal blasend über die Gänge. Mit letzter Kraft werden Erfahrungsberichte ausgetauscht. Das Einzige, was diese Studierenden noch auf den Beinen hält, ist die Gewissheit, dass das nächste Wochenende bestimmt kommt; und das schon ziemlich bald. Denn für viele Studierende beginnt die Party-Zeit bereits am Donnerstag.

Das hat zum einen damit zu tun, dass viele Studienfächer freitags nur selten Veranstaltungen anbieten. Und zum anderen mit der grossen Wahlfreiheit, die es den Studierenden in einigen Disziplinen erlaubt, sich den Freitag veranstaltungsfrei zu halten. Mit gutem Grund, denn die Donnerstagnacht hat einiges zu bieten.

Nach einem kurzen Umtrunk zu Hause begibt man sich in die allseits beliebte Skubar. Dabei handelt es sich um eine universitätseigene Bar, die sich im Keller der studentischen Körperschaft der Universität Basel, der Skuba, befindet und auch von dieser betrieben wird. Dort laden studentenfreundliche Preise zum Verweilen ein. Ein grosses Bier ist hier schon ab 4 Franken 50 zu haben.

Nachdem von diesem Angebot ausgiebig Gebrauch gemacht worden ist, ziehen die meisten weiter, denn die Skubar ist nicht das einzige Lokal, das sich auf das studentische Treiben am Donnerstagabend eingestellt hat. Am Marktplatz lädt das Singerhaus zum Feiern ein. Das Haus hat Tradition. Seit seiner ersten Eröffnung im 19. Jahrhun-

dert hat es einige interessante Wandlungen vollzogen. Bis zum Zweiten Weltkrieg fanden in den Räumlichkeiten hauptsächlich Jazzkonzerte statt. Nach dem Krieg wurde es zum Tanzcafé, bis Ende der siebziger Jahre ein Etablissement aus dem Rotlichtmilieu einzog. Seit etwa zehn Jahren nun besteht das Singerhaus als Klub im weniger verfänglichen Nachtleben von Basel. Den Donnerstagabend speziell für Studierende gibt es hier seit einem Jahr. Der freie Eintritt, die fairen Preise und der eigene Charme des Jugendstilgebäudes sorgen regelmässig für ein volles Haus.

Eine weitere beliebte Party-Location ist das Annex. Der kleine Klub in der Nähe des Zoos darf sich rühmen, an mehreren Donnerstagen im Semester fast aus allen Nähten zu platzen. Beim ersten Besuch indes laufen angeheiterte Studierende meist gegen eine Wand. In den würfelförmigen Räumen besteht eine Abgrenzung komplett aus einem Spiegel, der das Lokal scheinbar auf das Doppelte anwachsen lässt. So ist man zunächst enttäuscht, wenn sich die wahren Dimensionen des Klubs offenbaren.

Nach mehrstündigem Abtanzen hält die Basler Innenstadt noch jede Menge Bars und Kneipen bereit. Diejenigen, die von Party nicht genug bekommen können, wiederholen die ganze Tour am Freitag- und am Samstagabend – bis der Montagmorgen die Studierenden brutal aus ihren Träumen reisst. Für einen kurzen Moment scheint die nächste Thursday Night dann sehr weit weg.

**Maximilian Henneberger** studiert Medienwissenschaft an der Universität Basel.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 9  
Fläche: 29'232 mm<sup>2</sup>

## Bücherwürmer oder Sportskanonen?

*Der Basler Unisport erlebt einen regelrechten Boom*

Über 5000 Personen haben letztes Jahr die Sportangebote der Universität genutzt. Diese sind in der Regel gratis und auf Breitensport ausgerichtet.

**Rahel Walser**

Das Klischee der in Büchern versunkenen Studierenden, die sich kaum bewegen und dem Sport die kalte Schulter zeigen, hält sich hartnäckig. So beklagte die Universität Basel 1960, dass «eine unerfreulich grosse Anzahl von Studierenden» dem Fachstudium ergeben sei und vom Sport nichts wissen wolle.

### Lange Tradition

Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden in der Schweiz die ersten studentischen Turnerschaften gegründet, welche freie akademische Turn- und Spielabende durchführten. Aufgrund des Bedürfnisses der Studierenden nach körperlicher Betätigung wurde nach mehreren Versammlungen im Jahre 1921 eine Akademische Sport- und Turnvereinigung gegründet mit dem Zweck, «das Interesse an körperlichen Übungen zu wecken und für diese Zwecke grössere finanzielle Mittel flüssig zu machen». Die Bemühungen fruchteten: 1930 stellte die Universität Basel als erste Hochschule der Schweiz einen Hochschulsportlehrer, Willy Dürr, an und institutionalisierte damit das Sportangebot. Die Akademische Sport- und Turnvereinigung (ASTV) wurde zur Akademischen Sportkommission (ASK) umfunktioniert; der Hochschulsport in Basel nahm seinen Anfang.

Doch wie steht es heute tatsächlich um die Fitness und Sportlichkeit der Akademiker? Was damals als überschaubares Angebot für einige wenige sportliche Studierende begann, ist heute zu einer breiten Kurspalette gewachsen, bei welcher alle auf ihre Kosten kommen. Nicht nur das Angebot entwickelte sich kontinuierlich weiter, auch der Prozentsatz der sportlich aktiven Studierenden im Basler Unisport ist seit den 1960er Jahren massiv angestiegen – ein regelrechter Boom scheint eingesetzt zu haben. «2009 besuchten 5257 Personen den Unisport, was bei einer durchschnittlichen Belegung von 2,2 Kursen pro Person 11 760 effektive Kursbesucher ergibt», beschreibt Marco Obrist, seit 1985 Leiter des Unisports. «Generell ist der Unisport sehr beliebt und wird sehr gut bewertet.»

Obrist übertreibt nicht. Eine Evaluation, welche semesterweise durchgeführt wird, besagt, dass über 90 Prozent der Unisport-Besucher das Angebot als «gut» bis «sehr gut» beurteilen, mit der Kompetenz der Trainingsleiter zufrieden sind und die Stimmung in den Kursen ebenfalls als sehr positiv wahrnehmen.

Die Popularität des Unisports hat aber auch Schattenseiten: Es ist eng in den Kursen. In den Angeboten ohne Zulassungsbeschränkung treten sich die Leute nicht selten auf den Füssen herum. Und jene Kurse, welche nur eine beschränkte Anzahl Leute aufnehmen, etwa Ballett oder Fechten, sind jeweils innert kürzester Zeit ausgebucht. Wer bei der Online-Anmeldung keinen Platz erhalten konnte und bei der persönlichen Anmeldung im Sekretariat sein Ticket zu spät abholt, hat keine Chance, einen Platz zu erhalten. «Die Platzpro-

bleme hängen mit der allzu knappen Infrastruktur zusammen», erklärt Marco Obrist. «Diverse Bauprojekte werden dieses Problem aber mittel- bis langfristig lösen.»

Bis 1987 waren die Angebote des Unisports auf rund 30 Hallen in der Stadt Basel und den angrenzenden Landgemeinden verteilt. Erst 1995 eröffnete sich dem Unisport eine Chance, als nahe dem Kollegengebäude neue Hallen für ein Gymnasium gebaut wurden. Da für den Bau Bundessubventionen geltend gemacht wurden, konnte erreicht werden, dass die für die Schule vorgesehenen Hallen auch vom Unisport genutzt werden konnten. Bedingung für eine Subvention war die Nutzung der Anlagen von mehr als 50 Prozent durch den Unisport.

### Sport für alle

Beim Angebot wird insbesondere auf die Breitensportliche Ausrichtung geachtet. Finanziert wird es von der Universität und ist somit für Universitätsangehörige, also Immatrikulierte, Dozierende und Universitätsangestellte, kostenlos. Diese müssen auch keinen fixen Sportbeitrag pro Semester bezahlen, wie dies an den anderen Hochschulen der Schweiz der Fall ist. Nur, teurere Kurse, etwa Golf oder Segeln, erfordern einen Unkostenbeitrag.

Der Trend zur gesunden Life-Style-Fitness-Gesellschaft hat also längst auch bei den Studierenden Einzug gehalten. Vorbei die Zeiten, in welchen Sport als unbeliebt und nutzlos abgetan wurde.

**Rahel Walser** studiert Medienwissenschaft und Soziologie an der Universität Basel.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 10  
Fläche: 45'794 mm<sup>2</sup>

## «Das ist ein Unding!»

*Ein fiktives Gespräch mit Paracelsus, dem progressiven Mediziner, der Basel im Jahre 1528 über Nacht verlassen musste*

Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus, wurde 1527 als Stadtarzt nach Basel berufen. Der streitbare Akademiker blieb nur wenige Monate. Rahel Walser und Dominic Wirz haben sich mit ihm über diese Phase unterhalten.

*Herr von Hohenheim, ehrt es Sie, dass Sie in einem Atemzug mit den ganz grossen Basler Persönlichkeiten genannt werden, dass sich Stadt und Universität Ihren Namen ans Revers heften?*

Nichts ist so schwarz, als dass es nicht auch Weisses enthielte. Ich bin mir bewusst, dass mir manche Gelehrte auch Chancen eröffnet haben, so zum Beispiel Erasmus von Rotterdam, Johannes Oekolampad oder andere. Allerdings war es so, dass Basels Stadtväter und Universitätsräte lange Zeit nur Böses mit mir verbunden haben. Was später an ätzender Druckerschwärze über mich vergossen wurde, darüber blickt man heute offenbar bereitwillig hinweg.

*Sie sprechen die Schmähschriften an, die das Ende Ihrer Basler Zeit einläuteten, so etwa die Cacophrastus-Plakate, auf denen Sie als Dreckredner öffentlich verunglimpft wurden.*

Ach, das mit den Plakaten, das waren vor allem Studenten. Doch es waren die Kollegen Professoren, die ein ignorant System aufrechterhalten haben, gerade aus wissenschaftlicher Sicht. Stellen Sie sich vor, damals wurde in Basel noch nach den Büchern von Galenus gelehrt – einem Arzt der Antike!

*Haben Sie deswegen «Die Summa der Bücher», das traditionelle medizinische Kompendium, auf dem Marktplatz verbrennen lassen?*

Ich habe die Bücher sogar eigenhändig ins Feuer geworfen! Ich wollte ein Zei-

chen setzen gegen das Bücherwissen. Medizin lässt sich, wie jede andere Wissenschaft auch, am besten durch konkretes Erfahren erschliessen. Das Feuer sollte eine neue Epoche der Medizin einläuten. Anscheinend aber war in Basel die Zeit noch nicht reif dafür.

*Sie sorgten nicht nur als Professor, sondern auch unter den Ärzten und Apothekern für hitzige Debatten. Warum?*

Das frage ich mich auch. Weil ich diese Sirupgeber beargwöhnte, die Arzt und Apotheker in Personalunion waren? Hören Sie, das hat doch nichts mit Kontrovers zu tun, sondern mit klarem Menschenverstand. Wie sollen Patienten sicher sein, nicht übers Ohr gehauen zu werden, wenn ein Arzt, der selber eine Apotheke betreibt, die Medikamente verschreiben darf und diese dann gleich selber verkauft? Das ist ein Unding!

*Ihren Bestrebungen ist man gefolgt. Zwar geben Ärzte in der Schweiz mehrheitlich noch Medikamente ab, in Basel und im gesamten EU-Raum wurde das mittlerweile verboten.*

Gut so! Schliesslich hatte bereits Kaiser Friedrich II. im Jahre 1241 eine strenge Trennung von Ärztestand und Apothekerwesen erlassen. Die damalige Gesetzessammlung sah vor, dass stets das Wohl des Kranken und nicht das Portemonnaie des Arztes im Zentrum zu stehen hat.

*Um noch einmal aufs Wissenschaftliche zu sprechen zu kommen: Ähnlich rigoros wie gegen die Apotheker-Ärzte haben Sie gegen die Viersäftelehre gewettert. Wie würden Sie Ihre damalige Meinung aus heutiger Sicht einordnen?*

Gesundheit hängt nicht davon ab, ob gelbe Galle, schwarze Galle, Schleim und Blut harmonisch im Gleichtakt fliessen. Ich habe immer bestritten, dass man diese Harmonie allein durch Aderlassen wiederherstellen kann. Mein

Anspruch war es, dass man Körper und Geist in Wechselwirkung zueinander betrachtet. Heute gehört es zum Allgemeinwissen, dass viele körperliche Gebrechen in erster Linie unserer Einbildungskraft entspringen. In dieser Hinsicht hat sich eines meiner Kernanliegen durchgesetzt.

*Vieles davon haben Sie erst in St. Gallen, also nach Ihrer Basler Zeit, ausgearbeitet. Das dürfte kaum am schlechten Basler Umfeld gelegen haben. Immerhin war Basel das Zentrum des Druckhandwerks. Persönlich durften Sie die besten Drucker zu Ihren Freunden zählen. Haben Sie Ihre Chance in Basel hinreichend genutzt?*

Ich bin meinen Weg gegangen. Er hat mich von den Häusern der Reichen in die Armenviertel geführt, wo ich meine Dienste als Mediziner genauso anbot. Ich war nun einmal praktizierender Arzt. Natürlich habe ich bei den Armen andere Preise veranschlagt – und bisweilen auch umsonst gearbeitet.

*Dennoch sollte sich bald einmal ein Grossteil Ihrer vormaligen Anhänger von Ihnen abwenden.*

Lassen Sie es mich so ausdrücken: Es gibt zweierlei Ärzte; solche, die aus Liebe, und solche, die aus Eigennutz handeln. In dieser Hinsicht war ich immer konsequent. Die rechten Ärzte werden an ihrer Liebe erkannt und daran, dass sie diese an ihren Mitmenschen beweisen.

*Sie haben sich immer als Arzt des Volkes verstanden. Haben Sie auch deswegen auf Deutsch gelehrt statt auf Latein?*

Ich habe immer so vorgetragen, dass es für alle verständlich war. Allerdings stellte sich mir dabei das Problem, dass deutsche Begriffe in vielen Bereichen der Medizin noch gar nicht existierten. Ich musste neue Begriffe erfinden.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 10  
Fläche: 45'794 mm<sup>2</sup>

*Bezeichnungen wie Erbkrankheit, Sodbrennen oder Erkältung, die heute zu unserem Wortschatz gehören, gehen auf Ihre Arbeit zurück.*

Da haben Sie's! Aber die medizinische Fakultät dankte es mir, indem sie mich mit einem Berufsverbot belegte. Mein Ruf als Arzt war gefährdet.

*Die Kontroversen um Ihre Person wurden tatsächlich immer heftiger geführt. Lag das vielleicht auch daran, dass Sie aufgrund Ihrer Lebensweise nicht den besten Ruf hatten? Sie hätten, so heisst es, im Armenviertel am Kohlenberg gewohnt, sich in Tavernen herumgetrieben und sich nicht um Ihr Äusseres gekümmert.*

Wie dem auch sei. Jedenfalls musste ich Basel verlassen. Mit der Universität ging es fortan bachab, und 1529 wurde sie gar geschlossen.

*Was aber eher mit den reformatorischen Glaubenskriegen zu tun hatte als mit Ihrem Weggang. Zum Glück wurde die Universität drei Jahre später wieder geöffnet. Inzwischen besteht sie seit 550 Jahren. Was wünschen Sie der Hochschule zum Jubiläum?*

Einen Wunsch zu formulieren, wäre schwierig in meiner Rolle. Aber eine Feststellung möchte ich doch hervorheben: Da es die Universität Basel nun schon derart lange gibt, muss sie wenn auch nicht alles, so doch vieles richtig gemacht haben. Das soll sie unbedingt beibehalten.

**Rahel Walsar** und **Dominic Wirz** studieren Medienwissenschaft an der Universität Basel.

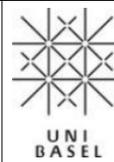
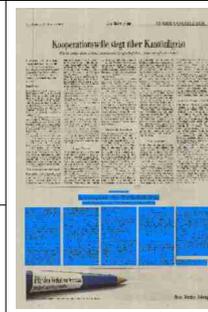
## PRAKTIKER DER MEDIZIN

zz. · Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus, wurde 1493 in Egg bei Einsiedeln geboren. Bedeutung und Herkunft seines lateinischen Übernamens lassen sich kaum rekonstruieren. Vermutlich handelt es sich um eine latinisierte Version von Hohenheim. Ebenfalls nicht gesichert ist, dass er 1515 in Ferrara zum Dr. med. promovierte. Es folgten Jahre der Wanderschaft sowie erste wissenschaftliche Schriften. 1527 wurde Hohenheim als Stadtarzt und Hochschullehrer nach Basel berufen. Sein Verständnis von Medizin, das auf Praxis und nicht auf Lehrmeinungen basierte, trug ihm in Basel viele Gegner ein. Die Unstimmigkeiten gipfelten in einen Haftbefehl. Hohenheim entzog sich der Justiz, indem er die Stadt fluchtartig verliess.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 11  
Fläche: 27'580 mm<sup>2</sup>

## MOMENTAUFNAHME

# Knotenpunkt des Hochschullebens

## Woran sich die Geister der Studierenden unzweideutig scheiden

**Rahel Walser** · Unter wuchtigen Linden stehen die Fahrräder dicht gedrängt. Dazwischen versuchen Bücher schleppende Studierende, sich einen Weg zur grossen Betontreppe zu bahnen. Oberhalb der Stufen rauscht die automatische Glastür auf und zu. Menschen strömen in das Gebäude und kommen wieder raus; die einen hektisch und mit gestressten Gesichtszügen, die anderen gemütlich und entspannt. Was sich in diesen Gesichtern widerspiegelt, ist die ambivalente Wirkung der Universitätsbibliothek, genannt UB.

### Den einen Motivationspritze

Was im Jahre 1460 als kleine Bibliothek in den Räumlichkeiten der Alten Universität am Rheinsprung begann, ist heute ein zentraler Knotenpunkt des Basler Hochschullebens. 1896 wurde an der Ecke Bernoulli-/Schönbeinstrasse ein neubarockes Gebäude als eigenständiger Bibliotheksbau errichtet. Seitdem wächst die Institution ständig weiter. Platzmangel und eine veraltete Einrichtung machten zu Beginn der 1960er Jahre einen Neubau nötig. Raumknappheit plagte die Bibliothek bis heute. Jeden Tag nehmen Hunderte von Benutzern die Dienste der UB in Anspruch. Über 25 000 Dokumente werden jährlich ausgeliehen, ebenso kommen rund 45 000 Neuanschaffungen dazu. Vor allem die Studierenden sind auf den fünfeckigen Bau mit seinen Millionen Büchern und seinen reichen Sammlungen angewiesen. Die Bibliothek ist der Ort der Informationsbeschaffung schlechthin. Und doch scheiden sich an ihr die Geister.

Betrachtet man die studentischen Benutzer für sich, so zeigt sich, dass ihre sehr unterschiedliche Gesinnung zur Universitätsbibliothek in den Tiefen des Studentenlebens gründet: Es stapeln sich vollgeschriebene Notizblätter, es häufen sich ungelesene Bücher, es entleeren sich für teures Geld gekaufte Leuchttifte, es staut sich das Koffein in den Adern. Auf dem Schlachtfeld der Kreditpunkte ist jeder ein Einzelkämpfer. Prüfungstermine und Seminararbeiten grinsen unheilverkündend aus der Ferne, rauben den nächtlichen Schlaf, treiben in stresskompensierende Massnahmen wie Alkoholkonsum oder Frustkäufe. Die ohnehin schon nagenden Selbstzweifel mehren sich.

Mit diesen Herausforderungen des Alltags gehen die Betroffenen unterschiedlich um: Es gibt die UB-Hasser und die UB-Anhänger. Zur Gruppe der Letzteren gehören jene Studierende, die aufgrund der täglichen Herausforderungen an der Hochschule ein erhöhtes Bedürfnis für Anerkennung, Gemeinschaftssinn und Zugehörigkeit verspüren. Für sie ist die UB ein studentischer Wallfahrtsort. Sie pilgern zur Schönbeinstrasse, stossen in den nach altem Papier riechenden, kuppelförmigen Lesesaal vor, gliedern sich in die Sitzreihen ein, in denen die Kommilitonen mit geneigtem Kopf verharren, öffnen Bücher oder den Laptop.

Schwinden Konzentration oder Motivation, so bieten gemeinsame Kaffeepausen mit Schicksalsgenossen Abwechslung und Unterhaltung. Nicht nur der Lernfrust kann geteilt werden. Es wird auch soziales Kapital angehäuft

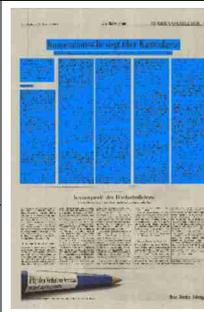
und gefestigt. Man stelle sich vor: ein Gebäude voller Gleichgesinnter, alle mit dem gleichen Anliegen: Lernen! Oder zumindest: sich selbst davon ablenken, dass man nicht lernt.

### Den anderen ein Ärgernis

Hier setzt die Abneigung der UB-Hasser an. Steht einem der Sinn nicht nach menschlicher Nähe, so kann die – während der Prüfungszeit besonders eklatante – Enge der Lesesäle starkes Unwohlsein hervorrufen. Man hustet sich gegenseitig ins Genick, wird vom Papierrascheln des Nachbarn abgelenkt, vom Handy-Vibrieren am Tisch nebenan aus dem Konzept gebracht oder vom Tuscheln dahinter gestört – vorausgesetzt, man findet überhaupt ein freies Plätzchen. Das ist gar kein einfaches Unterfangen in der oft bis auf den letzten der 400 Arbeitsplätze besetzten Bibliothek. Und so verkriechen sich die UB-Hasser lieber zu Hause im eigenen Schlafzimmer, wo sie ungestört in Pyjamahose, mit den Füßen auf dem Schreibtisch oder auf dem Boden kauend über den Büchern brüten können.

Während also die einen die UB als Mekka des Lernens und kollektiven Motivierens zelebrieren, taxieren die anderen die Bibliothek als Bazillenherd und überflüssigen Catwalk. Doch zu welcher Partei man sich auch zählen mag, eines können Studierende in Basel nicht verleugnen: Die UB ist ein Objekt der eindeutigen Gefühle.

**Rahel Walser** studiert Medienwissenschaft und Soziologie an der Universität Basel.



## Kooperationswille siegt über Kantönlicheist

Wie die beiden Basel zu einer gemeinsamen Trägerschaft ihrer Universität gefunden haben

Die Universität Basel wird als einzige Schweizer Universität von zwei Kantonen getragen. Der Weg zu dieser gemeinsamen Trägerschaft war lang und beschwerlich. Das Basler Modell könnte jedoch auch zukunftsweisend sein.

**Rahel Walser**

Knapp 300 Millionen Franken bezahlte Baselland seit 2007 an die Universität Basel. Der Kanton gilt damit neben Basel-Stadt als Mitträger und gleichberechtigter Partner. Die partnerschaftliche Finanzierung einer Hochschule durch zwei Kantone ist ein Novum in der Schweiz. Doch was bedeutet «gemeinsame Trägerschaft» überhaupt? Und: Ist die Trägerschaft wirklich gemeinschaftlich?

«Wer als Trägerkanton Verantwortung für eine Uni übernimmt, soll auch mitreden können», sagt Urs Wüthrich-Pelloli, Vorsteher der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion Basel-Landschaft. Dies ist im Falle der «Universität beider Basel» jedoch nicht vollumfänglich gegeben. Baselland ist zwar Trägerkanton, auf eidgenössischer Ebene aber wird ihm ein Sitz im höchsten Universitätsgremium, in der Schweizerischen Universitätskonferenz (SUK), verwehrt. Regierungsrat Wüthrich-Pelloli kann mit seinem Kollegen, dem baselstädtischen Erziehungsdirektor Christoph Eymann, die Sitzungen des SUK lediglich besuchen, mitbestimmen jedoch darf er nicht. Dieses Ungleichgewicht sorgt für Unmut. «Die gesetzlichen Bestimmungen hinken der neuen Realität hinterher», kritisiert Wüthrich-Pelloli.

### Unterstützung aus der Stadt

Diese Ansicht wird auf baselstädtischer Seite geteilt. «Es ist unhaltbar, dass nicht beide Kantone auf gleicher Augenhöhe in der SUK Einsitz haben. Es geht nicht an, dass Kantone wie Neuenburg oder Luzern volles Stimmrecht haben, jedoch weniger an die eidgenössische Hochschullandschaft bezahlen als Baselland», so Eymann. Dementsprechend hat der Stadtkanton schon mehrere Vorstösse in der SUK und beim Bundesrat unternommen, um dem Partnerkanton zu seinem Recht zu verhelfen. Diesen Herbst will der basellandschaftliche Regierungsrat zudem eine Standesinitiative unterbreiten, um gegen den Missstand vorzugehen.

Ob die Initiative erfolgreich sein wird, ist jedoch offen. Im neuen Hochschulförderungsgesetz ist von einer Doppelvertretung der beiden Basel im Hochschulrat nicht die Rede. Eymann jedoch gibt sich kämpferisch: «Ich traue uns zu, dass wir unser Anliegen durchbringen können.»

Doch was kostet eigentlich eine Universität? Im vergangenen Jahr verursachte sie Gesamtkosten von knapp 590 Millionen Franken. Beiträge des Bundes und der übrigen Kantone sowie Projektmittel und Erträge aus Gebühren vermochten nur einen Teil dieser Kosten zu decken. Der Grossteil der Finanzierung, nämlich 268,5 Millionen Franken, wurde durch die beiden Trägerkantone geleistet. «Ohne die Unterstützung von Baselland wären wir gar nicht mehr in der Lage, die Universität finanziell zu tragen. Die Last wäre zu schwer – wir müssen sie gemeinsam stemmen», betont Eymann.

### Langer Prozess

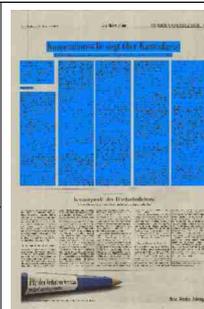
Mit der Mitträgerschaft von Baselland wurde ein vor über 30 Jahren angestossener politischer Prozess umgesetzt: Bereits in den 1970er Jahren wurde die Idee einer gemeinsamen Trägerschaft diskutiert. Die Universität Basel befand sich zu dieser Zeit in einer institutionellen und finanziellen Krise. Damals noch eine Verwaltungsabteilung des Kantons Basel-Stadt, war sie in ein System staatlicher Aufsicht und Kontrolle integriert. Der Kanton jedoch war nach dem starken Wachstum der Universität in den 1960er und 1970er Jahren nicht mehr in der Lage, die Universität alleine zu finanzieren. Was diese genau kostete, war zudem gar nicht bekannt. Eine transparente Universitätsrechnung, welche aufzuzeigen vermochte, welche Kosten an welcher Stelle entstanden und wohin bestimmte Mittel flossen, existierte nicht.

Immer stärker gelangte die Institution unter Reformdruck, Verbesserungs- und Entlastungsmöglichkeiten waren dringend gefragt. Angesichts des stetig steigenden Prozentsatzes an Studierenden aus dem Baselbiet, welche sich an der Universität Basel immatrikulierten, liess sich Basel-Stadt zu einer «Verzweiflungstat» hinreissen, wie es Eymann heute bezeichnet: Man drohte Baselland mit einer Zulassungsbeschränkung, sollte sich der Halbkanton nicht stärker finanziell an der Universität beteiligen. Die Drohung wirkte. Schon bald wurde über mögliche Beteiligungsmodelle verhandelt, welche die Finanzbasis und die Trägerschaft der Universität ausdehnen sollten. Die Vision der «Universität beider Basel» wurde geboren.

Sonderbeilage

Neue Zürcher Zeitung  
8021 Zürich  
044/ 258 11 11  
www.nzz.ch

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 129'722  
Erscheinungsweise: unregelmässig



Themen-Nr.: 377.70  
Abo-Nr.: 1073252  
Seite: 11  
Fläche: 60'076 mm<sup>2</sup>

## Analyse der Institution

Was zu Beginn lediglich ein Fernziel darstellte, konkretisierte sich in den folgenden Jahren. Man einigte sich auf einen basellandschaftlichen Beitrag von 10 Millionen Franken für das Jahr 1976 und von 12, 15, 18 und 20 Millionen Franken in den darauffolgenden Jahren. Doch trotz der grundsätzlichen Einigkeit bezüglich der Kooperation bestanden erhebliche Differenzen bei deren konkreter Ausgestaltung. Baselland war zwar bereit, die Universität in wesentlichem Umfang zu unterstützen, jedoch nur unter der Voraussetzung, dass deren Strukturen einer gründlichen Revision unterzogen würden und deren enge Einbindung in den städtischen Staatsverband gelöst würde. In diesem Sinne forderte Baselland eine Organisationsanalyse durch eine externe Expertengruppe. 1990/91 wurde eine solche Organisationsanalyse der Universität Basel durchgeführt. Erstmals wurden die oft unübersichtlichen und intransparenten Finanzflüsse aufgezeigt sowie die organisatorischen Abläufe analysiert. Der Bericht schlug schliesslich auch eine Revision des universitären Systems mit folgenden Punkten vor: die Schaffung eines Universitätsrats als Bindeglied zu Politik und Gesellschaft, die Stärkung des Rektorats sowie die Beschränkung des unmittelbaren staatlichen Einflusses auf Finanzierungsentscheidungen.

Die Reformvorschläge wurden in den folgenden Jahren durch mehrere Arbeitsgruppen bearbeitet und umgesetzt. Der Weg war geebnet für einen neuen Universitätsvertrag zwischen den beiden Halbkantonen und für ein neues Universitätsgesetz, das an die Stelle des

immer noch geltenden Gesetzes von 1937 treten sollte. Die Konkretisierung der Reformschritte ging zügig voran. Anfallende Schwierigkeiten und Meinungsdifferenzen wurden dem beidseitigen Willen zur Kooperation untergeordnet. Im Frühjahr 1994 wurde der neue Universitätsvertrag von den Kantonsregierungen unterschrieben. Der Umfang der von Baselland zu erbringenden Mittel umfasste neu zirka 30 Millionen Franken – beinahe das Doppelte wie bisher.

## Neue Autonomie

Mit der Unterzeichnung des Universitätsvertrags wurde die Institution in die Autonomie entlassen – damals eine schweizerische Premiere. Mit dem Schritt in die Autonomie entstanden zwar zusätzliche Freiheiten, jedoch auch hohe Erwartungen. Viele Entwicklungsschritte waren dringend notwendig, etwa der Ausbau von Fächern und die Verbesserung der Betreuungsverhältnisse. Die Verwaltung der Universität war zudem noch im Aufbau begriffen, und ein transparentes Finanzwesen existierte noch immer nicht. Trotz den zusätzlichen Mitteln aus Baselland sah sich die Universität finanziellen Engpässen ausgesetzt. 2004 kumulierte der Finanzdruck in erheblichen Spar- und Abbaumassnahmen, was bei den Studierenden und Dozierenden heftige Proteste auslöste. Die Aufstände bewirkten, dass sich der Universitätsrat erneut an die Kantone wandte und diese die Bestrebungen nach einer paritätischen Trägerschaft vorantrieben. Im Jahr 2006 wurde der Staatsvertrag unterzeichnet. 2007 wurde er von den Baselbieter Stimmbürgern gutgeheis-

sen. Für die nächste, erstmals vier Jahre dauernde Leistungsperiode von 2010 bis 2013 erhöhen beide Kantone die jährlichen Beiträge gar sukzessive auf über 300 Millionen Franken im Jahr.

## Konkurrenzfähige Universität

«Die Universität Basel ist bei den Baselbieterinnen und Baselbieterinnen fest verankert», sagt Wüthrich-Pelloli. «Zwar ist mit dem ideellen Engagement auch ein erhebliches finanzielles Engagement verbunden, dieses ist jedoch volkswirtschaftlich und auch bildungspolitisch unerlässlich und lohnend», so Wüthrich-Pelloli weiter. Auch Eymann beurteilt die Kooperation positiv: «Dank den gemeinsamen Anstrengungen der Trägerkantone ist die erfolgreiche Positionierung unserer Universität im internationalen Umfeld möglich. Doch nicht nur für die Universität, auch für die Trägerkantone zeigt sich ein klarer Return on Investment.»

Auch wenn mit der gemeinschaftlichen Trägerschaft ein wichtiger Schritt für Erhalt und Förderung der Universität Basel getan werden konnte, ausreichen wird er nicht. «Wir brauchen weitere Investitionen», macht Eymann deutlich. «Die Konkurrenz ist bedrohlich, und das wird leider noch nicht überall anerkannt.» Beide Trägerkantone bemühen sich deshalb darum, auch Solothurn und Aargau für eine Mitträgerschaft gewinnen zu können. Erste Gespräche wurden bereits geführt, jedoch «sehr zaghaft», wie Eymann einschränkt. «Auch wenn es ein schweres Stück Arbeit wird: Die Nordwestschweiz ist gefordert.»